



WERK *und* WIR

12

1959

An der Jahreswende richten wir dieses Wort des Grußes an unsere Mitarbeiter. Wir verbinden mit ihm den aufrichtigen Dank an alle Arbeiter und Angestellten für ihre verantwortungsbewußte und von Vertrauen getragene Arbeit in den vergangenen zwölf Monaten.

1959 war kein leichtes Jahr. Der Steinkohlenbergbau und über lange schwere Monate auch die eisenschaffende Industrie hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. In der eisenschaffenden Industrie verzeichnen wir zwar inzwischen einen erfreulichen Aufschwung, für den Bergbau jedoch ist die krisenhafte Lage noch nicht überwunden und ihr Ende nicht abzusehen.

Das Jahr 1959 wird in aller Zukunft aus den Nachkriegsjahren herausragen, weil es unserem Konzern bedeutende gesellschaftsrechtliche Veränderungen brachte. Auf Grund des Umwandlungsgesetzes von 1956 und des Umwandlungssteuergesetzes von 1957 waren wir, um für die Zukunft gegenüber anderen vergleichbaren Unternehmen unsere Wettbewerbsfähigkeit zu erhalten, gezwungen, die beiden Bergbaugesellschaften, die Westfalenhütte, die Hoesch Walzwerke in Hohenlimburg und die Hoesch Rohrwerke auf die Hoesch AG umzuwandeln. In ernsten und fairen Verhandlungen mit den Gewerkschaften und mit dem Gemeinschaftsausschuß der Betriebsräte wurde den Belegschaften der umgewandelten Gesellschaften in der Lüdenscheider Vereinbarung die gewohnte Mitbestimmung nach dem Mitbestimmungsgesetz und nach dem Betriebsverfassungsgesetz erhalten. Daß Belegschaften, Betriebsräte und Gewerkschaften trotz verständlicher Bedenken und Vorbehalte sich der Notwendigkeit der Umwandlung nicht versagten, haben wir anerkannt.

Wiederum liegen große und schwierige Aufgaben vor uns, die wir nur in gemeinsamen Anstrengungen bewältigen können. Ein umfassendes, alle unsere Kräfte forderndes Investitionsprogramm, vor allem für die Westfalenhütte, soll das bisher schon Erreichte, auf das wir mit Stolz blicken dürfen, sichern, aber auch die Leistungsfähigkeit unserer Betriebe noch weiter verbessern. Die mit der Fördereinschränkung von Kaiserstuhl unvermeidlichen personellen Maßnahmen betrachten wir als eine Angelegenheit nicht nur des Hoesch-Bergbaus allein, sondern aller Hoesch Werke insgesamt. Aufsichtsrat und Beiräte, Direktorien, Vorstände, Betriebsräte und Gemeinschaftsausschuß werden nichts unversucht lassen, unvermeidliche soziale Härten zu mildern.

Möge uns der Geist des Miteinander, in dem wir alle gemeinsam den Ausbau und Aufbau unserer Werke so überzeugend geschaffen haben, auch in der Zukunft und gerade auch bei der Lösung der Aufgaben im Bergbau erhalten bleiben! Denn nur in dieser aufrichtigen Partnerschaft werden wir die vielfältigen Probleme lösen.

Möge das Jahr 1960 für unsere Mitarbeiter und deren Familien, für unser Volk in Ost und West und für die ganze Welt ein friedliches und erfolgreiches Jahr sein! Glückauf 1960!

DER VORSTAND DER HOESCH AG · DIE DIREKTORIEN DER HOESCH AG BERGBAU, HOESCH AG WESTFALENHÜTTE, HOESCH AG WALZWERKE HOHENLIMBURG, HOESCH AG ROHRWERKE · VORSTÄNDE UND GESCHÄFTSFÜHRUNGEN ALLER GESELLSCHAFTEN DER WEITERVERARBEITUNG UND DES HANDELS

Das Jahr 1959 war für den gesamten Hoesch-Bereich ein Jahr besonders großer und wichtiger Entscheidungen. Es brachte uns die Umwandlung der Altenessener Bergwerks-AG, der Hoesch Bergwerks-AG, der Hoesch-Westfalenhütte AG, der Hoesch Walzwerke AG Hohenlimburg und der Hoesch Rohrwerke AG. In vielen harten, aber von allen Beteiligten in offener und fairer Weise geführten Verhandlungen, die sich über Monate erstreckten, war der Gemeinschaftsausschuß gemeinsam mit den Gewerkschaften bemüht, auch nach der Umwandlung die betriebsnahe Mitbestimmung zu erhalten. Dies gelang in der Lüdenscheider Vereinbarung vom 19. August 1959, die für die weitere Zusammenarbeit im Sinne der Mitbestimmung eine brauchbare Grundlage ist.

Das vergangene Jahr brachte mancherlei Fortschritte sozialer und tariflicher Art. Im Bergbau brachte die neue Tarifvereinbarung die Fünf-Tage-Woche. Für die eisenschaffende und eisenverarbeitende Industrie verminderte sich die Arbeitszeit von 45 auf 44 Stunden wöchentlich bei entsprechendem Lohnausgleich. Die Rahmentarifverträge für Arbeiter und für Angestellte verbesserten in gewissem Umfang Löhne, Gehälter und Arbeitsbedingungen.

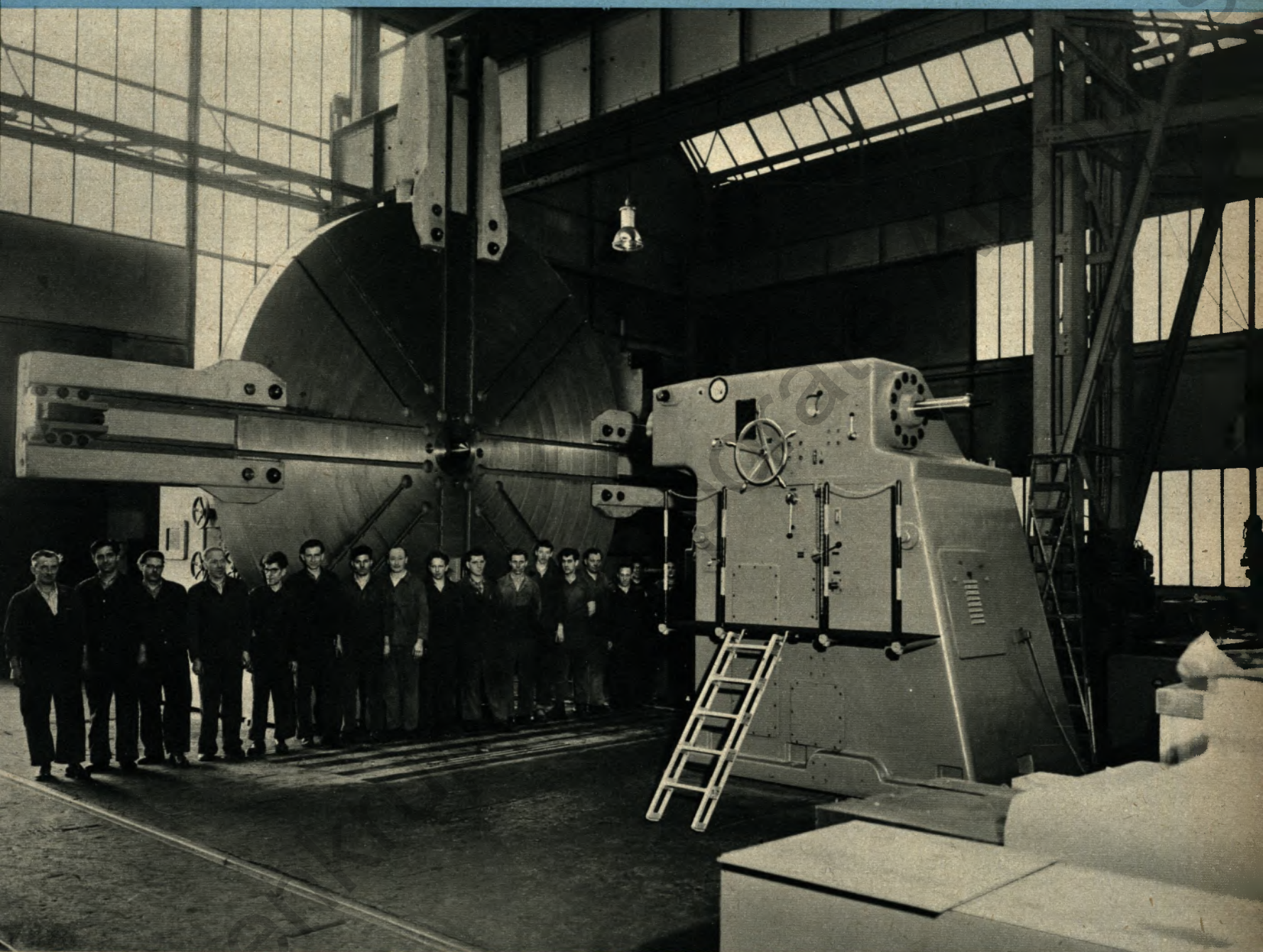
Allerdings brachte das zu Ende gehende Jahr – besonders unseren Kollegen im Bergbau – als Folge der Krise in der Kohlewirtschaft schwere Sorgen, die im neuen Jahr nicht geringer geworden sind. Mit den Kohlenhalden wuchs die soziale Unsicherheit des Bergmanns. Feierschichten, Umsetzungen, selbst Entlassungen ließen sich nicht umgehen, obwohl auch wir anerkennen wollen, daß menschliche Härten möglichst vermieden wurden.

Der Gemeinschaftsausschuß war auch im letzten Jahr bemüht, tatkräftig die Belange aller Belegschaften zu vertreten. Er nahm sich – und wird dies auch in den kommenden Monaten tun – der besonderen Sorgen der Kollegen im Bergbau an und wird mit daran arbeiten, eine möglichst große Zahl der auf Kaiserstuhl freiwerdenden Kollegen in anderen Konzern-Gesellschaften unterzubringen. In gemeinsamen Anstrengungen werden wir auch im neuen Jahr bemüht sein, die schwierigen Fragen, die sich uns stellen, befriedigend zu lösen.

Wir danken allen Betriebsratsmitgliedern und Vertrauensleuten, daß sie im vergangenen Jahr unsere Arbeit so verständnisvoll unterstützt haben, und hoffen, daß diese gute Zusammenarbeit zum Wohl aller Hoesch-Mitarbeiter auch weiterhin erhalten bleibt. Der Gemeinschaftsausschuß wünscht allen Kollegen ein frohes Weihnachtsfest und ein gutes neues Jahr!

GEMEINSCHAFTSAUSSCHUSS DER BETRIEBSRÄTE ALLER HOESCH-GESELLSCHAFTEN

Ein Riese wuchs in der Werkshalle



So etwas war noch nie da! Immer mehr Mitarbeiter der Maschinenfabrik Deutschland stellten sich nebeneinander. Zwanzig waren nötig, bevor die Reihe so lang wie die riesige Planscheibe mit den Spannarmen hinter ihnen war. Planscheibe und Spannarme gehörten zu der größten Drehbank, die die Maschinenfabrik Deutschland bislang gebaut hat, und die wohl eine der größten Drehbänke ist, die die Welt kennt.

Leonardo da Vinci gehört zu den Vätern

Diese Drehbank hat gewiß keinerlei Ähnlichkeit mehr mit dem fußangetriebenen Vorläufer, den Leonardo da Vinci um 1500 als umwälzende

Erneuerung in der Entwicklung der Drehbänke erdacht und skizziert hat. Und auch mit der Drehbank des Engländers Maudslay (1771 bis 1851), der die eigentliche Metaldrehbank schuf und damit die erste Werkzeugmaschine mit festen Führungen und mechanischem Antrieb, ist sie nur noch mühsam zu vergleichen (siehe unsere Bilder). Sie steht vielmehr am Ende einer jahrhundertlangen Entwicklungsarbeit, an der seit mehr als achtzig Jahren auch die Maschinenfabrik Deutschland beteiligt ist.

Auf drei Beinen steht die MFD

Es war im Jahre 1872, als sich eine Reihe wage-mutiger Männer unterfing, in Dortmund eine

▲ Zwanzig Mitarbeiter stellten sich nebeneinander auf, bevor die Reihe so lang wie die riesige Planscheibe mit den Spannarmen hinter ihnen war. Planscheibe und Spannarme gehören zur größten Drehbank, die die Maschinenfabrik Deutschland bislang gebaut hat

Maschinenfabrik mit Eisengießerei zu errichten, die laut Gründungsurkunde „vorzugsweise Werkzeugmaschinen und Spezialitäten für den Eisenbahnbedarf“ herstellen sollte. Daß dieses Vorhaben nahezu tollkühn war, rührt von der damaligen Überlegenheit des englischen Werkzeugmaschinenbaus her, der fast monopolartig die ganze Welt beherrschte.

Und doch gelang es! Mit vorzüglichen Technikern und Kaufleuten und mit viel Mut und Ausdauer schaffte es die Maschinenfabrik Deutschland in wenigen Jahren, die einheimische Schwerindustrie von der Güte ihrer schweren und schwersten Werkzeugmaschinen zu überzeugen. Es dauerte sogar nicht lange, bis die erste Drehbank ins Ausland ging. Und heute ist der Name der Maschinenfabrik Deutschland in aller Welt ein Begriff für Qualitäts- und Spezialmaschinenbau.

Doch die Maschinenfabrik Deutschland steht schon seit ihrem Entstehen auf drei Beinen. Neben dem Werkzeugmaschinenbau befaßte sie sich stets mit dem allgemeinen Maschinenbau. So hat sie auch auf dem Gebiet der Beschleunigung des Kohle- und Koksumschlags Pionierarbeit geleistet. Spricht man von Hebezeugen, muß man ebenfalls an die Maschinenfabrik Deutschland denken. Neben Krananlagen aller Art gehört zu diesen Hebezeugen auch das Aufgleisgerät „Deutschland“ für die Eisenbahn. Und das Fertigungsprogramm der MFD rundet sich erst, wenn noch das umfangreiche Gebiet des Weichenbaus genannt ist.

Für acht Meter große Werkstücke

Aber zurück zu der großen Drehbank, die ein sichtbarer Beweis für die stetige Aufwärtsentwicklung der Maschinenfabrik Deutschland ist, und über die wir hier berichten wollen. Wie ein Riese wuchs sie in den vergangenen Monaten aus dem Boden der Werkzeugmaschinenhalle. Fünf Meter mißt der Durchmesser ihrer Planscheibe, auf die Werkstücke mit einem Durchmesser bis zu 4700 Millimeter aufgespannt werden können. Mit Hilfe eigens entwickelter Spannarme, die wie Windmühlenflügel an der Planscheibe angesetzt sind, ist es sogar möglich, Werkstücke mit einem Durchmesser bis zu acht Meter zu bearbeiten.

Doch was ist eigentlich eine Drehbank? Aus welchen Hauptbestandteilen fügt sie sich zusammen?

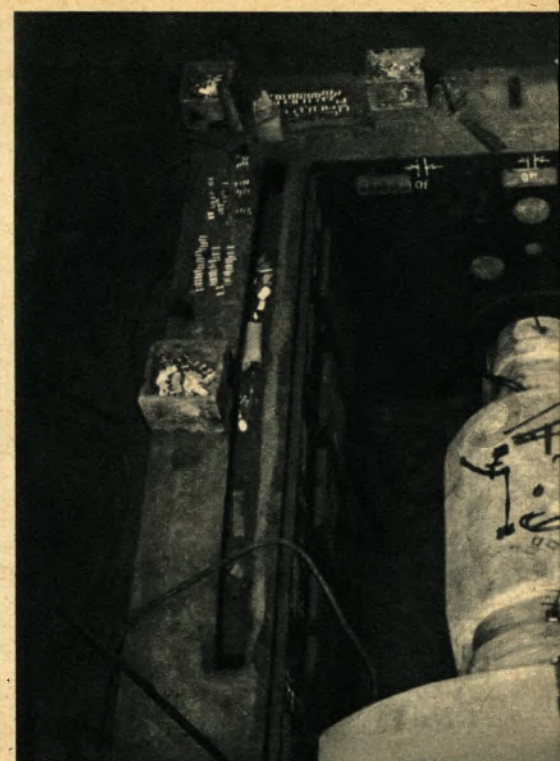
Aus drei mach eins

Zunächst muß wohl der Spindelstock genannt werden, der den Antrieb des Werkstückes übernimmt. Denn wie wir alle wissen, versetzt eine Drehbank ja das Werkstück in kreisende Bewegung, bei der der Drehmeißel einen Span abhebt und so das Werkstück formt. Dieser Spindelstock wog zusammen mit der Planscheibe in unserem Fall 80000 Kilo!

Der Drehmeißel wird vom Support geführt. Er besteht aus einer wechselnden Anzahl von Aufbauten, deren letztes Glied der Meißelhalter ist, der – wie schon der Name sagt – den Drehmeißel hält. Der verschiedenartige Aufbau des Supports bewirkt, daß bei sehr großen Werkstückabmessungen beispielsweise mit einem „Langbett“-Support, bei kürzeren mit dem „Ständer“-Support gearbeitet werden kann – wie auch bei unserer Drehbank.

Auf die Planscheibe wird das Werkstück aufgespannt. Diese Planscheibe hat der Drehbank den Namen „Plan“-Drehbank gegeben. Der Name könnte allerdings irreführen, denn unsere Drehbank wird auch als „Spitzen“-Drehbank benutzt. Das bedeutet, daß das Werkstück nicht nur auf der Planscheibe, sondern genauso gut zwischen zwei Spitzen – die eine in der Arbeitsspindel im Zentrum der Planscheibe, die andere in dem verschiebbaren Reitstock – befestigt werden kann.

Damit noch nicht genug: auch als „Kopier“- oder „Nachform“-Drehbank ist sie zu gebrauchen. Das heißt: selbsttätig gleitet ein Fühlstift an einer Schablone entlang und steuert die Bewegung des Werkzeuges. Auch das Gewindesteigen erlaubt diese vielseitig ausgelegte Maschine, mit der Werkstücke aller Art bis zu



den größten Abmessungen und Gewichten und der sperrigsten Form bearbeitet werden können. Da Spindelstock, Reitstock und Support als selbständige Baueinheiten ausgebildet sind, kann die Maschine nicht nur vielseitig verwendet, sondern auch nachträglich noch erweitert werden, indem man beispielsweise die Grundplatten vergrößert...

Alle Graugußteile bei MFD gegossen

Planscheibe und Spannarme sind Stahlgußteile, alle übrigen Hauptbauteile bestehen aus Grau-



▲ Auch Leonardo da Vinci – auf dem Gebiet der Technik und Wissenschaft nicht weniger bedeutend als in der Kunst – mag zur Entwicklung der Drehbank beigetragen haben, als er um 1500 einen Drehbank-Fußantrieb entwarf

▲ Der Engländer Maudsley (1771–1831) schuf die Metaldrehbank mit festen Führungen. Unser Bild veranschaulicht den Fortschritt des nicht mehr mit der Hand geführten Meißels, der fest in seiner Halterung saß (rechts)



▲ Alle Graugußteile fertigte die Maschinenfabrik Deutschland in der eigenen Gießerei. Unser Bild zeigt die Form des Spindelstockgehäuses, in die die Kerne eingelegt werden

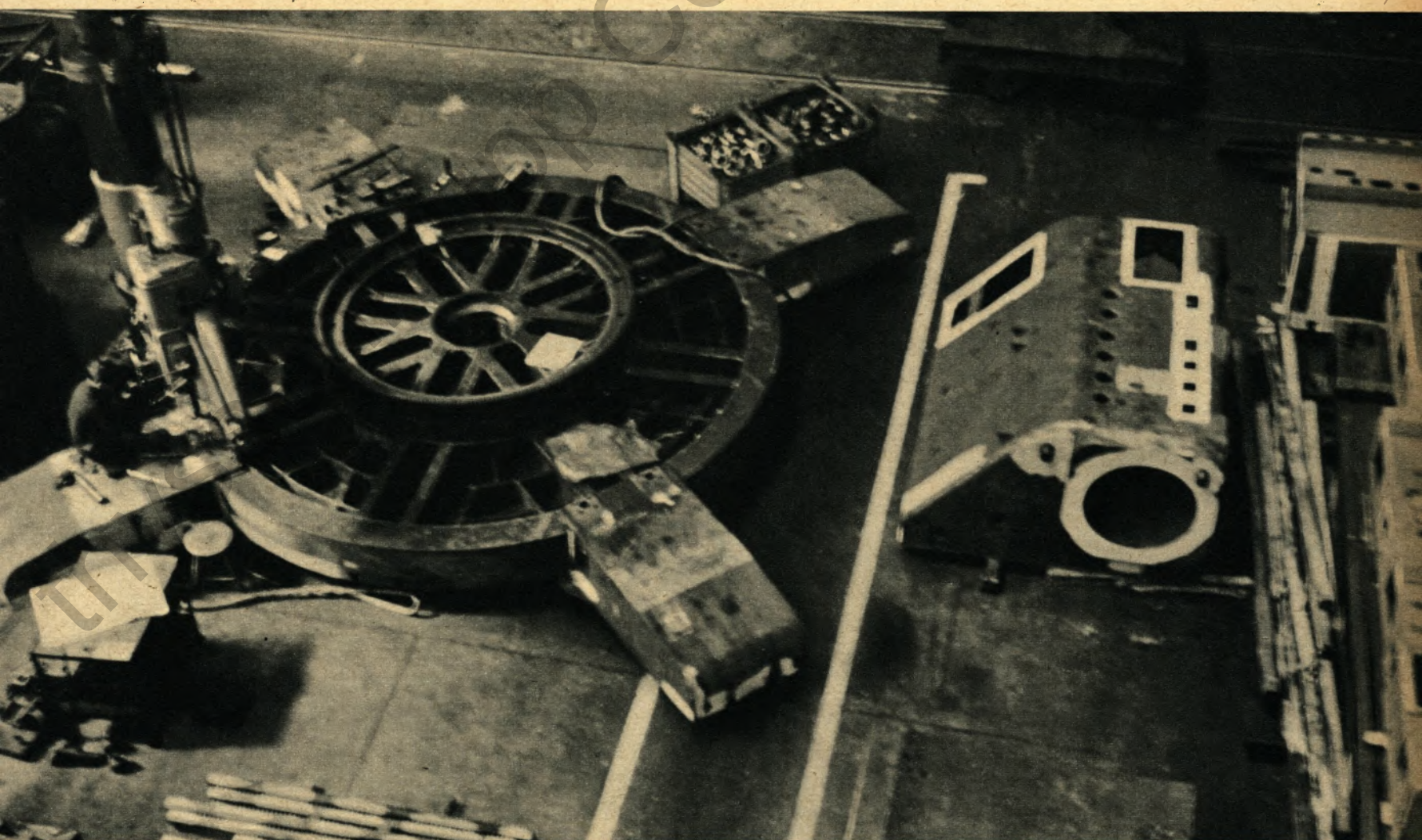
guß. Sie konnten in der Gießerei der Maschinenfabrik Deutschland selbst hergestellt werden. Welche Sorgfalt bei der mechanischen Fertigung der Bauteile und später bei der Endmontage aufgewendet wurde, kann nur der Fachmann ermessen; dem Laien mag der Grundsatz



„Haargenau ist ungenau!“ genügen. Als zum erstenmal die Planscheibe anlie – fast geräuschlos drehte sie sich 24 mal in der Minute –, erfaßte sogar die nüchternen Techniker der Maschinenfabrik Deutschland ein eigenartiges Gefühl. Eine monatelange Arbeit war vollendet. Auf dem Reißbrett hatte sie begonnen – nun hatte nur noch der Versand das Seine zu tun. Und sogar heute noch wandern manchmal die Gedanken der Techniker zu dieser größten Drehbank in der Geschichte der MFD zurück, die inzwischen auf einem Schiff ihrer Bestimmung in Ostasien entgegenschwimmt . . .

▲ 38 Tonnen flüssiges Gußeisen waren nötig, um den Spindelstock zu gießen. 200 Tonnen wiegen die Belastungsgewichte auf dem Oberkasten, mit denen man verhindert, daß der Oberkasten durch den Druck des flüssigen Eisens angehoben wird

▼ Mit den an die Planscheibe montierten Verlängerungsarmen vergrößerten die Techniker der Maschinenfabrik Deutschland den Spannbereich der Fünf-Meter-Planscheibe auf acht Meter







Großes Bundesverdienstkreuz für Dr. Toni Wimmer

Für seine Verdienste um Wissenschaft und Forschung verlieh der Bundespräsident Dr. Anton Wimmer das Große Bundesverdienstkreuz. Dr. Lauscher, der Wirtschaftsminister von Nordrhein-Westfalen, überreichte es in einer Feierstunde am 30. Oktober 1959 in Düsseldorf. Mit dieser Auszeichnung würdigte man das vielseitige und erfolgreiche Schaffen eines Mannes aus dem Hoesch-Bereich für das gesamte Eisenhüttenwesen.

Dr. Wimmer, der am 17. Juli des vergangenen Jahres seinen 65. Geburtstag beging (siehe Heft 7/1958), begann seine Tätigkeit bei Hoesch vor 37 Jahren als Metallurge in der Versuchsanstalt in Dortmund. Von Anbeginn an richtete er sein ganzes Streben auf die Qualitätsverbesserung der Massenerzeugung. Zugleich setzte er sich für eine enge Zusammenarbeit und einen regen Erfahrungsaustausch zwischen Stahl- und Walzwerken, Verfeinerungsbetrieben und Verbrauchern ein.

Sein mit vielseitigen Erfahrungen verbundenes Wissen und sein großes Können fanden schon bald Anerkennung. 1934 wurde Dr. Wimmer die Leitung des damaligen Limburger Fabrik- und Hüttenvereins übertragen. Bei der Gründung der Hohenlimburger Walzwerke AG im Jahre 1952 wurde er zusammen mit Berthold Stockbauer, der im Dezember 1956 in den Ruhestand trat, in den Vorstand berufen.

Sein kraftvoller Einsatz und seine Vorausschau, dazu eine enge und vorbildliche Zusammenarbeit des Vorstandes mit allen Mitarbeitern, vor allem auch den Betriebsräten, halfen entscheidend mit beim Auf- und Ausbau der Hohenlimburger Werksgruppe aus verhältnismäßig kleinen Anfängen zu der großen Bedeutung, die ihr heute im Hoesch-Bereich zukommt. Die technische Verbesserung der Warmwalzwerke, die Erneuerung der weitverzweigten Verfeinerungsbetriebe und vor allem der Bau der vollkontinuierlichen Mittelbandstraße im Jahre 1955 schufen die Grundlage für die künftige Entwicklung der Hohenlimburger Werke.

Am 30. April 1959 wurde Dr. Wimmer in den Aufsichtsrat der Hoesch AG berufen. Zugleich schied er aus dem Vorstand der Hohenlimburger Walzwerke aus. Dennoch bleibt Dr. Wimmer auch in Zukunft seinem bisherigen Wirkungsfeld eng verbunden. Daneben aber widmet er der Metallurgie und Weiterentwicklung der Eisenhütten-technik viel Aufmerksamkeit. Er arbeitet mit an der Förderung von Lehre und Forschung an Hochschulen und am Max-Planck-Institut für Eisenforschung. Auch in anderen wissenschaftlichen Institutionen und in einer Reihe von Gesellschaften, Verbänden und Aufsichtsräten wirkt er an maßgeblicher Stelle mit. Für diese wissenschaftliche Arbeit erhielt er im Vorjahr die Ehrenbürgerschaft der Technischen Hochschule Aachen.

Zu der Verleihung des Großen Bundesverdienstkreuzes als äußeres Zeichen der Anerkennung für eine unermüdliche und erfolgreiche jahrzehntelange Arbeit im Dienst der Wissenschaft und Forschung beglückwünschen wir Dr. Toni Wimmer aufrichtig! Und mit diesem Glückwunsch verbinden wir die Hoffnung, daß er noch recht lange bei guter Gesundheit mit Rat und Tat der Hoesch AG und den Hohenlimburger Walzwerken zur Seite stehen möge!



Walter Hölkeskamp - neuer Arbeitsdirektor der Westfalenhütte

Vom 1. Januar 1960 an wird Walter Hölkeskamp als Arbeitsdirektor dem Direktorium der Hoesch AG Westfalenhütte angehören. Er ist der Nachfolger Alfred Berndsens, der zwölf Jahre lang Arbeitsdirektor der Westfalenhütte war und dem wir erst kürzlich (in Heft 8/1959) zum 65. Geburtstag gratulieren konnten.

Am 31. Dezember 1959 scheidet Alfred Berndsen aus Altersgründen aus dem Direktorium der Westfalenhütte aus. Mit dem gleichen Zeitpunkt ist er in den Beirat der Hoesch AG Westfalenhütte berufen worden, so daß sein Rat und seine Erfahrungen auch in Zukunft erhalten bleiben.

Sein Nachfolger, Walter Hölkeskamp, wurde, nachdem der Beirat der Westfalenhütte in seiner Sitzung vom 11. November 1959 zugestimmt hatte, entsprechend dem Lüdenscheider Abkommen vom Vorstand der Hoesch AG zum Mitglied des Direktoriums und zum Arbeitsdirektor der Westfalenhütte bestellt. Für diese verantwortungsvolle Aufgabe bringt Walter Hölkeskamp ein hohes Maß an Tatkraft, Können und Erfahrung mit.

Der neue Arbeitsdirektor der Westfalenhütte stammt aus dem Revier. Er wurde am 11. Juli 1912 als Sohn eines Bergmannes in Bochum-Langendreer geboren. Er besuchte das Realgymnasium seiner Heimatstadt und lernte danach bei einem Rechtsanwalt und Notar.

Nach der Ausbildung begann er 1936 seinen beruflichen Werdegang als Bürovorsteher eines Rechtsanwaltsbüros. 1937 wechselte er zur Firma Friedrich Krupp nach Essen über. Von April 1938 bis 1945 war er – zuletzt als Abteilungsleiter – bei der Firma Krupp tätig.

Im November 1945 wurde ihm als Prokurist die kaufmännische Leitung der Flottmann-Werke in Herne übertragen. Sieben Jahre lang war Walter Hölkeskamp mit viel Erfolg in dieser Firma tätig, bis er 1953 als Referent für Angelegenheiten der Montan-Union der Eisen- und Stahlindustrie und der Mitbestimmung zum Zweigbüro des Vorstandes der IG Metall nach Düsseldorf ging. Als Heinrich Sträter, damals Vorstandsmitglied der IG Metall und Leiter dieses Büros, 1958 in den Ruhestand trat, übertrug der Vorstand der IG Metall Walter Hölkeskamp die Leitung des Düsseldorfer Büros.

Walter Hölkeskamp, der als Vertreter der IG Metall auch dem Beratenden Ausschuß der Hohen Behörde angehört, hat in dieser Eigenschaft sein vielseitiges kaufmännisches und betriebswirtschaftliches Wissen um die genaue Kenntnis der sozialen Verhältnisse und Forderungen nicht nur innerhalb Deutschlands, sondern im gesamten Bereich der Montan-Union erweitern können. Er ist zudem stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender der August-Thyssen-Hütte und Aufsichtsratsmitglied der Stahlwerke Bochum und der Kronprinz AG in Solingen. Tatkraft, Verhandlungsgeschick, vielseitiges Können und umfassende Erfahrungen zeichnen den neuen Arbeitsdirektor der Westfalenhütte aus. Für seinen neuen Aufgabenkreis bringt er alle notwendigen Voraussetzungen mit. Wir wünschen Walter Hölkeskamp einen guten Beginn und viel Erfolg!

Hoesch und Dortmund-Hörder Hüttenunion arbeiten zusammen

Zu dem diesjährigen Eisenhüttenfest, der am 6. November in Düsseldorf stattfand, waren viele hundert Eisenhüttenleute aus dem In- und Ausland nach Düsseldorf gekommen. Zahlreiche Fachvorträge unterrichteten sie über neue Fortschritte und Erkenntnisse der Eisenhüttentechnik.

Professor Schenck, der Vorsitzende des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute (VDEh), überraschte seine Zuhörer mit folgender Nachricht: „Im Dortmunder Raum wurde ein guter Schritt getan, um zukünftige freie Kapazitäten im Austausch zwischen benachbarten Unternehmen nutzbar zu machen. Hoesch hat den Neubau einer Sinteranlage beschlossen. Ein Drittel ihrer Kapazität ist für mehrere Jahre der Dortmund-Hörder Hüttenunion vertraglich zur Ausnutzung zur Verfügung gestellt. Eine Anpassung an variable Betriebsverhältnisse ist vorgesehen; auch sind Austauschmöglichkeiten auf dem Erzsektor denkbar. Als nächstes ist der Austausch von Walzkapazitäten geplant. Hoesch wird der DHHU freie Kapazitäten auf der Breitbandstraße zur Verfügung stellen und dafür die Möglichkeit haben, im Bedarfsfall Tieföfen- und Blockstraßen-Kapazitäten ihres Partners in Anspruch zu nehmen. Wenn erforderlich, werden beide Unternehmen im Zuge dieses ebenfalls längerfristigen Vertrages Investitionen vornehmen, um sich dem jeweiligen wachsenden Bedarf des Partners anzupassen.“

Eine solche in ihrer Absicht vorbildliche Zusammenarbeit setzt vertrauensvollen technischen Gedankenaustausch und Kostenüberlegungen voraus, die sich nicht an die üblichen Abgrenzungen halten.

Nicht in allen Fällen dient räumliche Nachbarschaft der Förderung so freundschaftlicher Beziehungen. Aber die Wettbewerbsfähigkeit wird heute mehr und mehr durch das reibungslose Ineinandergreifen und Angleichen von Interessen und des Austausches über einen großen Kapazitätsbereich hinweg bestimmt.“

Die von Professor Schenck erwähnten Abmachungen sehen im einzelnen vor, daß die Hüttenunion zunächst ab 1. Januar 1960 monatlich 8000 Tonnen Warmbreitband, ab April 1960 13000 Tonnen, ab 1. Januar 1961 20000 Tonnen und schließlich ab 1. Januar 1962 30000 Tonnen Warmbreitband von Hoesch übernimmt. Mit einer monatlichen Erzeugung von insgesamt rund 100000 Tonnen wird dann die Breitbandstraße sehr wirtschaftlich arbeiten können. Die Hoesch AG kann ihrerseits eine monatliche Blockstraßenkapazität der Hüttenunion von 5000 Tonnen in Anspruch nehmen.

Der Wettbewerb wird härter

In seiner Ansprache machte Professor Schenck nachdrücklich aufmerksam, daß sich der Wettbewerb für Eisen und Stahl wesentlich verschärft habe. Frühere Kolonialvölker seien heute im Begriff, den politischen und wirtschaftlichen Wettbewerb mit den alten klassischen Industrieländern aufzunehmen. Ein Konkurrent ganz anderer Art sei dagegen dem Stahl in den Kunststoffen erwachsen. Die letzte Kunststoffausstellung habe jedermann überzeugen können, daß diese Werkstoffe der chemischen Industrie auch mit Stahlerzeugnissen in Wettbewerb treten können. Die Stahlindustrie werde dadurch gezwungen, immer wieder ihre Kosten zu überprüfen.

Die unzureichenden inländischen Erzvorkommen machten es notwendig, Gemeinschaftsaktionen westdeutscher Hüttenwerke verstärkt weiterzuführen, mit denen auswärtige Erzlagerrstätten erschlossen und gesichert würden. Dadurch könne entwicklungsfähigen Ländern entscheidend geholfen werden.

Öl und Erdgas suchten verstärkt Eingang in die Hüttenwerke. Die Versuche, das Eisen außerhalb des Hochofens zu erzeugen, erlangten vor allem dort Bedeutung, wo Koks teuer, Gas, Öl und Erz aber billig seien. „Dennoch habe ich den Eindruck“, so fuhr Professor Schenck fort, „daß der Hochofen – nicht wegen seines ehrwürdigen Alters, sondern wegen seiner technisch ausgefuchsten Betriebsweise nicht so schnell verdrängt werden kann.“ Die Eisenindustrie werde also für viele Jahre eine tragende Säule des Steinkohlenbergbaus bleiben.

Zusammenarbeit – ein Schritt in die Zukunft

Ganz unverkennbar sei bei allen Stahlherstellungsverfahren der Übergang zu großen Erzeugungseinheiten; 100 Tonnen für die Konverter, 200 Tonnen für Lichtbogenöfen, 600 und sogar 1000 Tonnen für Siemens-Martin-Öfen seien Fassungsangaben, die man brauche, um den Wettbewerb gut bestehen zu können. Ähnliche Entwicklungen zeigten sich bei den Walzwerken. Doch seien hier die wirtschaftlichen Probleme sehr viel schwerwiegender. Aus diesem Grunde sollte das wirtschaftliche Risiko dadurch verteilt werden, daß mehrere Unternehmen ein Werk mit gemeinschaftlichem Eigentum errichteten. Ein gutes Beispiel gäben hier drei französische Hüttenunter-



nehmen, die gegenwärtig gemeinsam ein Hüttenwerk an der Küste aufbauten. Ein Schritt in die gleiche Richtung – jedoch ohne eigentumsmäßige Verflechtung – sei die Zusammenarbeit von Hoesch und der Dortmund-Hörder-Hüttenunion.

In unserer Zeit stellten die Erzeugungsziffern von Eisen und Stahl auch einen wesentlichen Faktor der politisch-ideologischen Auseinandersetzungen dar. Der Herausforderung aus dem Osten könne nicht ohne Opfer begegnet werden. „Es ist also kein Mangel an Verständnis für durchaus menschliche Wünsche, sondern das nüchterne Ergebnis eines Kräftevergleiches, wenn wir eine weitergehende Arbeitszeitverkürzung gerade in diesem Zeitpunkt nicht für empfehlenswert halten.“

Vordringlich sind Wissenschaft und Forschung

Professor Schenck beschäftigte sich dann mit der anstehenden gesetzlichen Regelung der Sonntagsarbeit. Auch hierbei sollte beachtet werden, daß wir, um im internationalen Wettkampf bestehen zu können, unsere Anlagen notgedrungen weitgehend produktiv ausnützen müßten. Die Hüttenwerke würden durch jeden Stillstand wegen der Energieverluste und der langen Anlaufzeiten in eine unvergleichlich viel schwierigere Stellung gebracht als andere Industriezweige; darum hätten alle Staaten die Sonntagsarbeit auf Hüttenwerken genehmigt. Professor Schenck dankte der Landesregierung von Nordrhein-Westfalen und den Gewerkschaften für ihre verständnisvolle Haltung in dieser Frage und wünschte, daß sich auch die Bundesregierung bald zu der schon lange erbetenen Stellungnahme entschließen möge.

Abschließend verurteilte Professor Schenck scharf die enttäuschende und besorgniserregende Entwicklung unseres Bildungs- und Forschungswesens. Die hierfür aufgewendeten finanziellen Mittel seien völlig unzulänglich. Er forderte, ebenso wie in England und Rußland, auch bei uns ein Ministerium für Technik und Forschung zu bilden, dessen Aufgabe darin bestehen sollte, die Entwicklung von Wissenschaft und Technik mit Nachdruck vorwärtzutreiben.

Der Bergbau will wettbewerbsfähig werden



▲ Professor Dr. Schenck, der Vorsitzende des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, berichtete auf dem diesjährigen Eisenhüttenstag über eine freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen Hoesch und der Dortmund-Hörder Hüttenunion

Über die Gedanken des Unternehmensverbandes Ruhrbergbau, wie die gegenwärtige Krise im deutschen und europäischen Steinkohlenbergbau zu beseitigen sei, gab der Steinkohlentag 1959 in Essen Aufschluß, zu dem nicht weniger als 2600 Persönlichkeiten des Kohlenbergbaus aus den Ländern der Montanunion zusammenkamen. Bundesfinanzminister Etzel und Bundesverkehrsminister Dr. Seehofer vertraten die Bundesregierung. Auch die deutschen Mitglieder der Hohen Behörde, Dr. Potthoff und Dr. Hellwig, nahmen an diesem Treffen teil, auf dem der deutsche Steinkohlenbergbau alljährlich seine wirtschaftspolitischen Ansichten öffentlich kundtut.

Bergassessor a. D. Dr. Burckhardt, der Vorsitzende des Unternehmensverbandes Ruhrbergbau, stellte umfassend die Probleme der deutschen Steinkohle dar. Er versicherte, daß der Bergbau keineswegs eine Absatzgarantie oder einen „Naturschutzpark“ für die Kohle fordere; er verlange lediglich Wettbewerbsbedingungen, die jedem Energieträger die gleichen Chancen böten. Der Vorsitzende des Unternehmensverbandes betonte aber auch, daß der Bergbau bei den Bemühungen zur Überwindung der Kohlenkrise in der Selbsthilfe seine erste und wichtigste Aufgabe zu sehen habe.

Dr. Burckhardt ging in seinem Vortrag davon aus, daß sich kein Land der Erde von der Energieeinfuhr abhängig mache, indem es auf heimische Energiequellen weitgehend verzichte. Auch die Bundesrepublik müsse die Kohle pflegen, zumal allein aus der Bevölkerungszunahme in der Welt mit einer gewaltigen Steigerung des Energieverbrauchs zu rechnen sei, und die heu-

tigen energiepolitischen Entscheidungen „die Förderungsmöglichkeiten des deutschen Bergbaus für die nächsten zehn oder zwanzig Jahre bestimmten“.

Mit der geplanten Besteuerung des Heizöls werde – so erklärte Dr. Burckhardt – nach Ansicht des deutschen Bergbaus eine Wettbewerbssituation hergestellt, die es dem Bergbau erst ermöglicht, die geplanten Maßnahmen der Selbsthilfe zu verwirklichen. Voraussetzung sei jedoch, daß tatsächlich alle Heizölsorten mit der Steuer belastet würden.

Rationalisierung in vollem Gange

In diesem Zusammenhang wies Bergassessor a. D. Dr. Burckhardt ausdrücklich darauf hin, daß die kostensenkende Rationalisierung im deutschen Steinkohlenbergbau bereits im vollen Gange sei. Nach seinen Angaben ist die Zahl der voll- und teilmechanisierten Betriebe seit Anfang 1958 um zehn v. H. gesteigert worden. Heute verfüge der Ruhrbergbau über 258 vollmechanisierte Abbaubetriebspunkte, das seien 58 v. H. mehr als zu Beginn der Kohlenkrise. Außerdem sei seit Anfang 1958 die Zahl der Abbaubetriebspunkte von 1951 auf 1599, also um 18 v. H., vermindert worden. Dagegen sei die durchschnittliche Förderung je Abbaubetriebspunkt von 213 Tonnen auf 259 Tonnen, also um 22 v. H., – die Leistung je Mann und Schicht seit Anfang 1958 um 313 Kilo auf 1949 Kilo, mithin um 19 v. H., gestiegen.

Dr. Burckhardt bestätigte, daß es im Zuge der Rationalisierung auch nötig sei, dauernd unwirtschaftliche Zechen stillzulegen. Man rechne auf diese Weise mit einem Rückgang der Kapazität um sechs bis zehn Millionen Tonnen im Jahr. Dazu trete der schon erzielte Förderrückgang um vier bis fünf Millionen Tonnen, den die Fünf-Tage-Woche mit sich brachte.

Neben der Rationalisierung der Produktion hält der deutsche Steinkohlenbergbau aber auch eine Rationalisierung des Kohleverkaufs für notwendig. Er setzt sich deshalb für einen wirksamen Gemeinschaftsverkauf der Ruhrkohle ein.

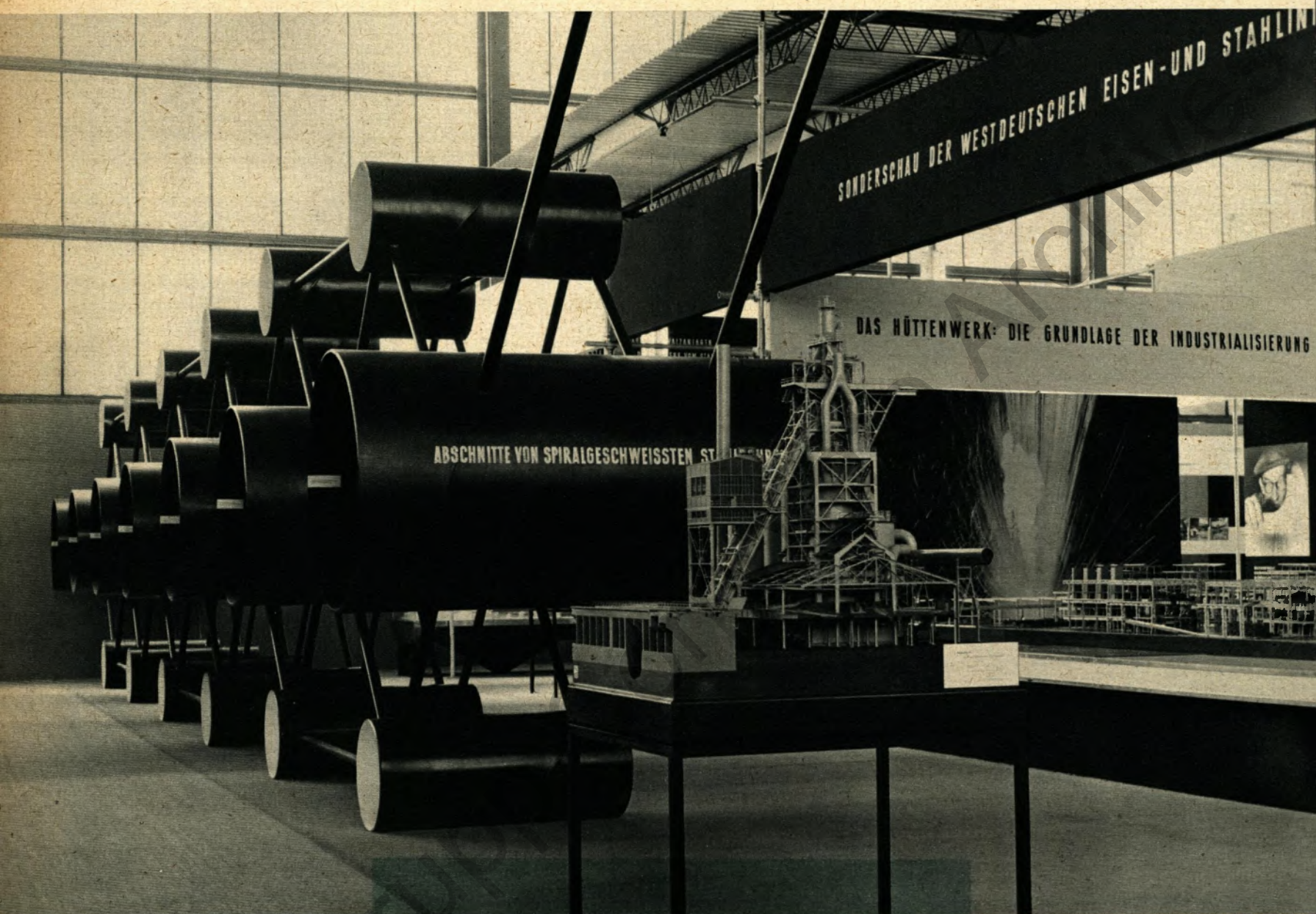
Überdies forderte Dr. Burckhardt, daß nicht nur in der Bundesrepublik, sondern im Bereich der gesamten Montanunion Wettbewerbsverzerrungen beseitigt würden. Wegen der Zersplitterung der Zuständigkeiten möge die Hohe Behörde der Montanunion die Anregung zu einer europäischen Energiekonferenz geben, in der die nationale und übernationale Energiepolitik für die nächsten Jahre festgelegt werden solle.

Dr. Burckhardt schloß seine Ansprache mit den Worten: „Wir hoffen zuversichtlich, daß die positive Einstellung, die die Bundesregierung zur langfristigen Entwicklung des deutschen Kohlenbergbaus bekundet hat, auch in der deutschen Öffentlichkeit an Boden gewinnt. Auch davon hängt, neben unserer eigenen Leistung, zu der ich abschließend noch einmal den deutschen Bergbau aufrufen möchte, die Gesundung des deutschen Steinkohlenbergbaus ab.“

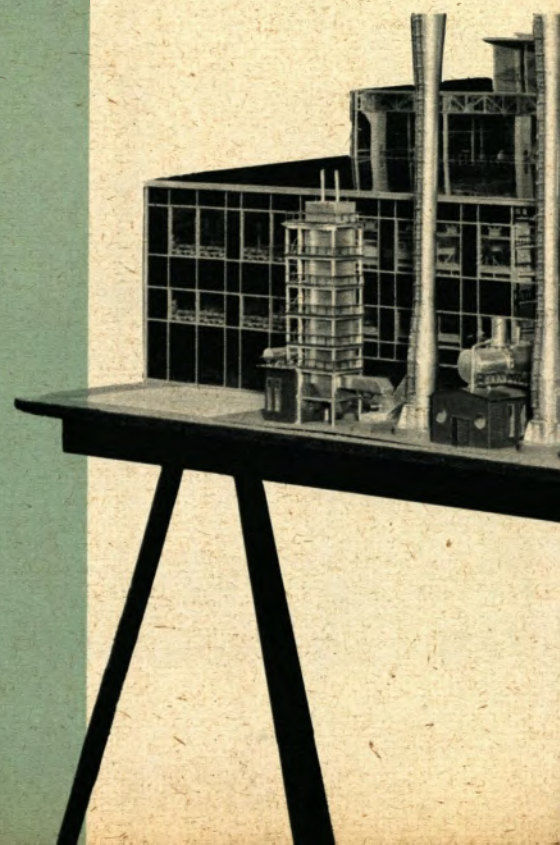
▼ Auf dem diesjährigen Steinkohlentag in Essen sprach Bergassessor a. D. Dr. Burckhardt, der Vorsitzende des Unternehmensverbandes Ruhrbergbau, über die Voraussetzungen, die den Steinkohlenbergbau in Zukunft wettbewerbsfähig machen sollen. Auf unserem Bild links neben Dr. Burckhardt Bundesverkehrsminister Dr. Seehofer, rechts der Essener Bischof Franz Hengsbach



10. Deutsche Industrieausstellung Berlin



Einen Blick in die Welt von Erz, Eisen und Stahl konnten die Besucher der 10. Deutschen Industrieausstellung in Berlin werfen. Die Firmen der eisenschaffenden Industrie hatten nämlich im Rahmen dieser Ausstellung eine Gemeinschaftsschau „Eisen und Stahl“ aufgebaut. Hoesch stellte unter anderem ein Modell des Hochofens VI und sieben Abschnitte spiralgeschweißter Rohre aus dem Rohrwerk Dortmund-Barop, in denen farbige Diapositive einen Querschnitt durch den Hoesch-Bereich boten. Das Bild rechts zeigt das Modell des Siemens-Martin-Werkes III, das die Lehrlinge der Westfalenhütte gebaut haben



Band zwischen Berlin und Westdeutschland

Die Bande zwischen Berlin und Westdeutschland waren noch nie so eng wie gerade jetzt – das bewies auch die 10. Deutsche Industrierausstellung Berlin 1959. Nie zuvor haben sich so viel Aussteller aus der Bundesrepublik an der Berliner Industrierausstellung beteiligt.

625 Firmen warben vom 12. bis zum 27. September für ihre Erzeugnisse. Die hohe Zahl von 730 000 Besuchern bewies, wie dankbar die Berliner diesen Treffpunkt zwischen westdeutschen und Berliner Unternehmen begrüßten. Ein Treffpunkt, der die wirtschaftliche Gesundung Berlins spiegelte – selbstverständlich aber auch die mit der Insellage verbundenen Probleme.

Die Eröffnung der Ausstellung war Mittelpunkt und Anlaß zu wirtschaftspolitischen Diskussionen. Fritz Berg, der Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie, entwickelte auf der Eröffnungskundgebung das Programm der deutschen Industrie zur Abwehr der Schwierigkeiten im Kohlenbergbau. Bundeswirtschaftsminister Professor Dr. Erhard erneuerte in Berlin seinen Appell, die Entwicklungsländer stärker zu fördern. Darüber hinaus verliehen 35 Tagungen und Kongresse der Ausstellung einen weltweiten Rahmen.

Zufriedene Aussteller

Wie hoch die wachsende Kaufkraft der Bevölkerung von den Ausstellern eingeschätzt wurde, zeigte sich darin, daß in diesem Jahr vor allem Konsumgüter ausgestellt wurden und daß auch die Automobilindustrie zum erstenmal in Berlin vertreten war. Sehr befriedigt über die Ergeb-

nisse äußerten sich nach der Ausstellung die Rundfunk-, Fernseh- und Phonoindustrie, die Porzellan- und Möbelindustrie und der Maschinen- und Apparatebau.

Berlin sah, wie der Stahl entsteht

Die Modellschau, zu der die Firmen der eisen-schaffenden Industrie und ihrer Zulieferer beigetragen hatten, vermittelte der „revierfernen“ Berliner Bevölkerung einen eindrucksvollen Einblick in die Welt von Erz, Eisen und Stahl. Es war ein guter Gedanke, den Außenstehenden in zahlreichen, zum Teil beweglichen Modellen ein umfassendes Bild von dem Werdegang des Stahls und von der Mannigfaltigkeit der vielen technischen Verfahren zu vermitteln. Das Kernstück der Modellschau bildete eine vollständige Hütten- und Walzwerksanlage. Wer sich für Einzelheiten interessierte, konnte den Arbeitsablauf an Hand der jeweiligen Einzelmodelle verfolgen und sich so einen Überblick von der Entstehung bis zur Verarbeitung des Stahles verschaffen.

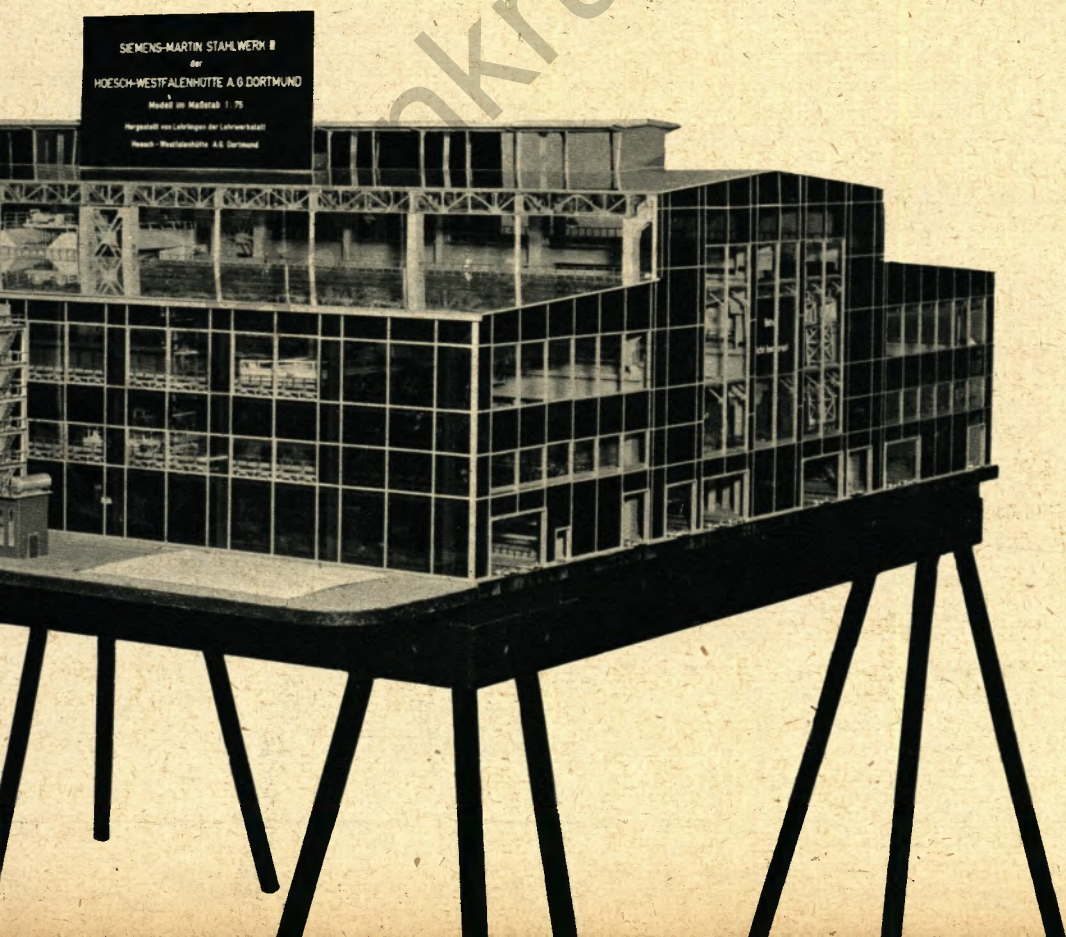
Auch Hoesch hat zu dieser Gemeinschaftsschau „Eisen und Stahl“ beigetragen. Modelle des Hochofens VI und des Siemens-Martin-Stahlwerkes III hatte die Westfalenhütte zur Verfügung gestellt. Von der Maschinenfabrik Deutschland kam das Modell einer Lokomotiv-Drehscheibe. In sieben Abschnitten spiralgeschweißter Rohre aus dem Rohrwerk Barop boten farbige Diapositive einen Querschnitt durch den Hoesch-Bereich – von den Kohlezichen und Kokereien über die Hochöfen und Stahl- und Walzwerke bis zu den Betrieben der Weiterverarbeitung.



Am 23. November 1959 beging Wilhelm Amediek, der schon viele Jahre die Abteilung „Verkauf Drahterzeugnisse“ der Westfalenhütte leitet, sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum. 1909 begann Wilhelm Amediek die kaufmännische Lehre bei der Hütte. In einer Abendschule eignete er sich die notwendigen zusätzlichen Kenntnisse an. Später arbeitete er in der Registratur und in der Verfrachtung, danach im Lohnbüro. 1925, mit 30 Jahren, wechselte er zum Drahtverkauf über. 1949 wurde er zum Abteilungsleiter ernannt. 1958 erhielt er Prokura. In seiner freien Zeit erholt sich Wilhelm Amediek in seinem Garten. Viele Stunden verbringt er auch mit Lesen. Wir wünschen ihm noch viele Jahre Gesundheit!



Mit fünfzehn Jahren kam Peter Leck als Strecker zu den Hohenlimburger Walzwerken. Drei Jahre später wurde er Hilfswalzer. Nach dem ersten Weltkrieg nahm er die Arbeit in Hohenlimburg als Walzer wieder auf. Eine Operation im Jahr 1944 zwang ihn, leichtere Arbeit zu übernehmen. Er wurde Motorenwärter. Doch 1946 kehrte er an die Walzstraße zurück und arbeitete in der Baukolonne, die nachts die Walzen für die Frührschicht auswechselt. Nach drei weiteren Jahren stand er auf der Steuerbühne. Erst 1958 wechselte er aus gesundheitlichen Gründen in die Sozialwerkstatt über. Seine größte Freude ist das sechsjährige Enkelkind, das die Großeltern oft besucht. Nach der Pensionierung möchte sich Peter Leck in seinem Heim und in seinem Garten vor allem erst einmal richtig ausruhen.



Blut ein ganz besonderer Saft

▼ Nicht weniger als 321 Mitarbeiter der Hohenlimburger Walzwerke meldeten sich, als das Deutsche Rote Kreuz zur Blutspende aufrief



Vor einigen Wochen rief das Deutsche Rote Kreuz die Mitarbeiter der Hohenlimburger Walzwerke zur Blutspende auf. 321 Belegschaftsangehörige meldeten sich. Sie alle wußten, welche Bedeutung die Blutkonserven in Krankenhäusern und bei Ärzten besitzen, wenn nach einem Unfall – sei es im Betrieb oder auf der Straße – das Leben eines Menschen nur durch Blutübertragung zu retten ist. Manche Spender mögen sich allerdings über die strenge Auslese gewundert haben – denn nicht alle wurden angenommen. 48 Mitarbeiter hatten in ihrem Leben schon eine schwere Infektionskrankheit durchgemacht, so daß sie als Spender nicht in Frage kamen. Zehn Mitarbeiter waren zu jung (jünger als achtzehn Jahre) oder hatten vergessen, daß sie bis zum Alter von 21 Jahren das schriftliche Einverständnis der Eltern brauchen. Die andern aber legten sich im DRK-Haus mit einem tapferen – wenn auch manchmal nicht ganz sicher wirkenden – Lächeln auf die Liege und erklärten nach der Entnahme selbstbewußt – wenn auch ein wenig erleichtert, weil es wirklich nicht schlimm war –: „Das nächste Mal mach ich wieder mit!“

Vielleicht hat dieser Anlaß manchen unter unseren Mitarbeitern angeregt, sich einige Gedanken über das Blut, diese fünf bis fünfeinhalb Liter rote Flüssigkeit, zu machen, ohne die es kein höheres Lebewesen gibt und über die die Menschheit schon soviel nachgegrübelt hat, bevor sie das wissenschaftliche Rüstzeug zu einer exakten Untersuchung besaß.

Seit alters her ist und war über die ganze Erde der Glaube verbreitet, daß das Blut „ein ganz besonderer Saft“ sei, der Sitz der Seele oder des Lebens selbst. In vielen Ländern trank man Blut, weil man ihm Heil- und Zauberkraft zuschrieb. Immer wieder tritt auch die bindende Kraft des Bluts hervor – wie im Gedanken der Blutsbrüderschaft.

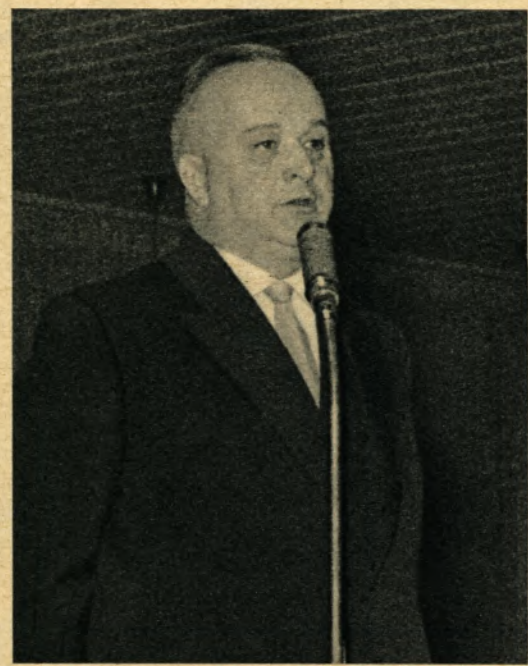
Medizinisch gesehen, trägt das Blut im Blutkreislauf den Sauerstoff aus der Lunge und die Nahrungsstoffe aus dem Darm in die einzelnen Gewebe. Umgekehrt überführt es Schlacken – wie Kohlensäure und harnpflichtige Substanzen – aus den Geweben in die Ausscheidungsorgane (wie Lungen und Nieren). Auch Hormone und Abwehrstoffe enthält es. Dieses wunderbare Transportmittel „Blut“ setzt sich aus der Blutflüssigkeit (dem Plasma) und den in ihr enthaltenen Blutkörperchen zusammen. Das Plasma besteht vor allem aus Wasser, aus verschiedenen Eiweißen, dessen eines dem Blut die Fähigkeit zum Gerinnen verleiht, und aus Kochsalz. Die Blutkörperchen teilen sich wiederum in rote und weiße. 4,5 Millionen Blutkörperchen kann man im Kubikmillimeter Blut der Frau zählen. Weitere 500 000 kommen beim Mann hinzu. Ganz grob ausgedrückt, besitzen die roten Blutkörperchen die Fähigkeit, Sauerstoff zu binden (bei hohem Sauerstoffdruck in der Umgebung) und Sauerstoff abzugeben, wenn der Sauerstoffdruck ringsherum niedrig ist. Auf diese Weise erlaubt das Blut die Atmung.

Weißer Blutkörperchen gibt es nur etwa 5000 bis 10000 im Kubikmillimeter. Sie haben eine Art Polizeifunktion, denn sie können die Gefäßbahn durch ihre Wandung hindurch verlassen, wenn sie von Krankheitserregern angelockt werden. An Ort und Stelle nehmen sie den Krankheitserreger in ihren Zelleib auf, verdauen und zerstören ihn.

Schon diese wenigen Andeutungen beweisen, daß man recht gehabt hat, im Blut seit je etwas ganz Besonderes zu sehen. Und wenn die wissenschaftlichen Erkenntnisse auch nüchtern klingen, so sind sie für den, der zu hören versteht, phantastischer als alle sagenhaften Überlieferungen.



Am 18. November kam Staatspräsident Sékou Touré, der Repräsentant der jungen afrikanischen Republik Guinea nach Dortmund, um Hoesch zu besuchen. Begleitet von einigen seiner Minister, besichtigte er die Westfalenhütte. Auf unserem Bild spricht er mit Johannes Baum von der Kesselschmiede. Links Freiherr von Braun, der Protokollchef der Bundesregierung, im Hintergrund Major Keita, Chef des Generalstabs, links hinter dem Präsidenten Dr. Harr vom Direktorium der Westfalenhütte, rechts hinter ihm die Dolmetscherin Fräulein Dressel und ganz rechts der Dortmunder Oberbürgermeister Keuning. Über den Besuch von Staatspräsident Sékou Touré werden wir im nächsten Heft ausführlich berichten.





passiert

notiert

fotografiert

Ob es klappt? In diesem Augenblick war sich Berglehrling Horst Lübbert wohl noch nicht ganz klar, ob er wenig später den Knappenbrief in der Hand halten würde. Aber er schaffte es! Er und seine 38 Mitknechte von der Schachanlage Kaiserstuhl, die am 10. November ihre praktische Prüfung unter Tage und am 12. November die theoretische Prüfung ablegten – sie alle sind heute frischgebackene Bergknappen. Auf unserem Bild steht neben dem Prüfling Berggewerbeoberlehrer Villnow. Rechts sitzen Berggewerbeoberlehrer Schumacher, Ausbildungssteiger Knippenberg und Ausbildungsleiter Dipl.-Ing. Reinert.



▼ Im Parkhaus in Hagen kamen am 20. November 76 Jubilare der Schmiedag zusammen. Zu ihnen zählten alle Mitarbeiter, die in den Jahren 1958 und 1959 fünfundzwanzig, vierzig oder gar fünfzig Jahre in einem Werk der Schmiedag beschäftigt sind. Hans Pletzer vom Vorstand der Schmiedag (unser Bild links) dankte den Jubilaren für ihre treue, vorbildliche Mitarbeit. Betriebsratsmitglied Heinz Broer (unser Bild rechts) betonte, wie wertvoll gerade die Mitarbeit der älteren Belegschaftsmitglieder sei, da sie mit ihrer Erfahrung den Jungen am besten zur Seite stehen könnten. An das Abendessen schloß sich ein Varietéprogramm, dessen ausgezeichnete Leistungen viel Freude bereiteten.



Nachts auf der Hütte

Abends, 21 Uhr, Ecke Oesterholzstraße. Es nie-
selt. Der Wind fegt die letzten Blätter von den
Bäumen. Die Straßen sind fast leer. Im Verwal-
tungsgebäude ist nur ein Fenster hell. Dahinter
sitzt Tag und Nacht ein Pförtner. Die Straßen-
beleuchtung wirft Schatten gegen die Mauer.
Gespenstisch wirkt die am Tag vertraute Um-
gebung.

21.15 Uhr. Aus der Straßenbahn klettern Men-
schen. Die ersten, die zur Nachtschicht wollen.
Alle streben dem Eingang III der Westfalenhütte
zu.

21.50 Uhr. Diese Straßenbahn ist überfüllt.
Immer mehr Fahrräder und Motorräder ver-
schwinden in den Abstellräumen. Der Parkplatz
ist mit Autos besetzt. Die Männer gehen an der
Pforte vorbei, greifen die Marke. Der Strom am
Eingang verläuft sich auf dem Hüttengelände.
Hier und dort und überall streben unsere Mit-
arbeiter den Arbeitsplätzen zu.

Auf der Westfalenhütte ist Leben! Auch nachts.
18 v. H. der Belegschaft sind in der Nachtschicht
tätig – es sind die, die zu den Nachtbesetzungen
oder zu den Betrieben mit durchgehenden
Schichten gehören. Viel mehr Mitarbeiter kom-
men freilich zur Morgenschicht – es sind 60 v. H.,
während 22 v. H. die Mittagsschicht verfahren.
Und doch – 2500 Männer arbeiten jede Nacht
auf der Hütte, wenn die andern schlafen . . .

21.45 Uhr im Thomaswerk

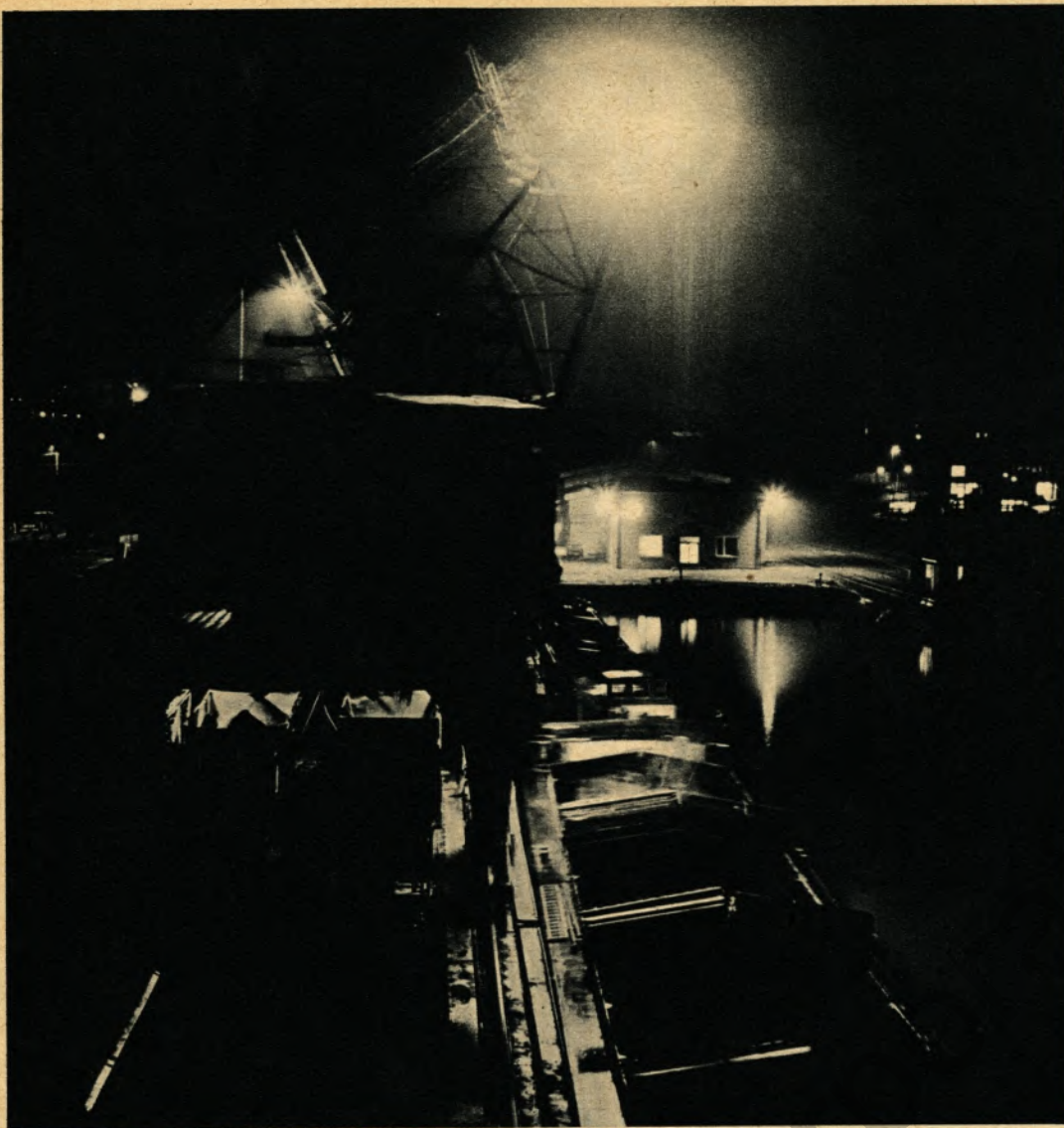
Blasemeister Joachim Kropok vom Thomasstahl-
werk kommt mit der Straßenbahn um 21.15 Uhr.
Schichtwechsel ist erst um 22 Uhr, aber jetzt
trifft er noch den Blasemeister der Mittags-
schicht, der ihm über den Ablauf des Tages eini-
ges zu sagen hat. Auf der Tabelle stehen die
letzten Schmelzen. Am Konverter IV läuft
gerade eine Spezialcharge für Automatenstahl.
Wie der Rückstrahl einer Rakete steigt die
Feuergarbe durch den Kamin. Der Blasemeister
beobachtet den Blaseverlauf: Er ist für die Quali-
tät verantwortlich . . .

Drei bis vier Chargen werden in der Stunde
verblasen – Tag und Nacht. Sie werden in der
Versuchsanstalt laufend überwacht. Doris Till-
mann hat im chemischen Laboratorium Nachts-
schicht. Sie prüft den Stickstoffgehalt des
Thomasstahls.

Aus der Halle vom Thomaswerk zieht eine
Diesellok die leeren Roheisenpfannen heraus.
Schienen laufen durchs Werksgelände zu jeder
Lagerhalle, zu jeder Werkstatt, zum Siemens-
Martin-Werk, zum Mischer, zum Hochofen, zu
den Walzstraßen, zum Hafen.

◀ 22.00 Uhr im Thomasstahlwerk auf der Westfalenhütte. Gerade bläst Konverter II. Blasemeister Joachim Kropok ist schon eine Weile da. Aus der Halle des Thomaswerks zieht eine Lok die Roheisenpfannen ▶





◀ 23.00 Uhr im Werkschafen Hardenberg. Für Hoch-
ofen VI werden 200 Tonnen Gellivare-Erz gelöscht

23 Uhr – Ein Kahn wird gelöscht

Am Werkschafen Hardenberg pfeift der Wind unbarmherzig übers Wasser. Es ist naß und kalt. Ein Kahn, der Gellivare-Erz aus Schweden brachte, wird gelöscht. Er ist am Morgen um zehn Uhr eingelaufen. Hochofen VI verlangte 200 Tonnen Gellivare-Erz. Wie Filigran hebt sich das Gitterwerk des Kranes vom Nachthimmel ab. Sieben Tonnen faßt der Greifkorb auf einmal. Der Zug steht bereit, der das Erz auffängt und zum Hochofen bringt. Tag und Nacht geht der Betrieb weiter. In einer Nachtschicht entladen zwei Kräne bis 2500 Tonnen Erz. Der dritte steht bereit, wenn einer der beiden ausfällt. Die Kähne müssen fristgerecht gelöscht werden, denn die Liegezeiten der Schiffe kosten viel Geld.

Nun setzt sich die Diesellok in Bewegung und bringt die Erzwaggons vom Verladekai zur Sammelstelle, von wo sie zunächst mit der städtischen Hafenbahn weiterrollen, bis sie die Werksbahn übernimmt.

23.30 Uhr – „Vier Wagen Gellivare zur Erzbrücke“

Im Stellwerk Üd ist der Erzzug gemeldet. Mit einem Druck auf die Tasten werden in der neuzeitlichen Anlage die Weichen gestellt. Der Fahrweg ist frei. Weichensteller Franz Stahlberg sieht, wie sich zwei helle Loklichter aus Richtung Obereving heranschieben. „Vier Wagen Gellivare zur Erzbrücke!“ gibt Franz Stahlberg durch die Wechselsprechanlage zum nächsten Stellwerk weiter.

Die Eisenbahn hat Tag und Nacht Einsatz. Nachts ist es anstrengender für die Männer im Stellwerk und an den Lokomotiven, denn die Sicht ist erschwert.

Der Erzzug rollt weiter. In der Dunkelheit sind nur noch die Loklichter sichtbar. Sie beschreiben einen hellen Streifen, der zum Hochofen führt.

0.30 Uhr – Abstich am Hochofen

Wie lebendige Ungetüme heben sich die Hochöfen vom Nachthimmel ab. Viele Lampen und der helle Schein des flüssigen Roheisens und der glühenden Schlacke beleuchten die Stahlkonstruktionen. 0.30 Uhr. Eisenabstich am Hochofen VI.

Der Wagen mit der mächtigen Roheisenpfanne steht unter der Füllrinne. Der Preßluftbohrer dringt durch den tönernen Füllstopfen. Sauerstoff brennt die Abstichöffnung weiter aus. Jetzt ballert und spuckt es. Ein letztes Aufbrennen. Der Hochöfner springt zurück. Funken sprühen. Das Roheisen glüht weiß in den vorbereiteten Rinnen.

Tag und Nacht dasselbe! In jeder Schicht zwei Abstiche. Aber die Nachtschicht hat weniger Nebenarbeiten. Das Material wird am Tage herangeschafft – Sand und Steine, mit denen die Rinnen ausgebaut werden. Aber sonst läuft der Betrieb unverändert. Mechanische und elektrische Störungen müssen selbstverständlich sofort beseitigt werden. Deshalb ist die Mechanische Werkstatt auch nachts mit einem Vorarbeiter und fünf Mann besetzt.

Hochöfner Gerhard Klausmann kommt noch drei Tage zur Nachtschicht. Dann hat er zwei



◀ 23.30 Uhr im Stellwerk Üd. Franz Stahlberg stellt mit einem Knopfdruck die Weichen für vier Wagen Gellivare-Erz

Tage frei und fängt zur Frühschicht wieder an. Alle vier Wochen hat er wie der Mann im Thomaswerk drei Tage zwischen den Schichten frei.

2.45 Uhr – Abstich im Siemens-Martin-Werk

Vom Hochofen ist der Weg des Roheisens bis zum Siemens-Martin-Werk II nicht weit. Sieben Stunden zuvor wurde Ofen 24 mit Schrott und Stahleisen gefüllt. Der Obermeister bestimmt den Zeitpunkt des Abstichs, und nun – es ist 2.45 Uhr – läuft der Stahl in die bereitgestellte Pfanne. Gießhallenmeister Boni Zucht beobachtet den Abstich, wie auch später das Vergießen der Schmelze. Er wird darauf sehen, daß die Kokillen ordnungsgemäß gestrippt werden, wenn die Blöcke erkaltet sind, und er wird dabei sein, wenn der Kranführer die Blöcke auf die Panzerwagen verlädt, auf denen sie auch zum Breitbandwalzwerk auf der Stockheide rollen.

4 Uhr – Walzenwechsel im Breitbandwalzwerk

Tag und Nacht ist das Breitbandwalzwerk in Betrieb. Mit ohrenbetäubendem Lärm laufen die Bänder durch die Walzgerüste. Sind 1500 bis

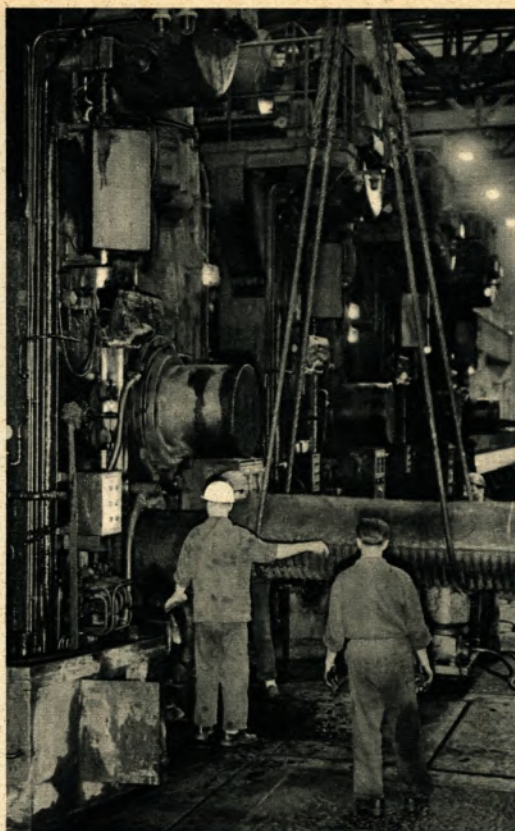
► 0.00 Uhr am Hochofen VI. Wie lebende Ungetüme heben sich die Hochöfen vom Nachthimmel ab. In jeder Schicht, Tag und Nacht, gibt es zwei Abstiche. Auf der Erzbrücke wartet Lokführer Friedhelm Schanofski auf freie Fahrt

▼ 0.30 Uhr auf der Hochofenbühne. Die Abstichöffnung wird ausgebrannt. Funken stieben. Gleich wird das flüssige Eisen durch die Rinnen laufen





▲ 2.45 Uhr im Siemens-Martin-Werk II. Aus Eisen wurde Stahl. Abstich am Ofen 24. Gießhallenmeister Boni Zucht beobachtet, wie der Stahl in die Pfanne läuft



▲ 4.00 Uhr im Breitbandwalzwerk. Die Walzen müssen gewechselt werden. „Etwas tiefer!“ zeigt Willi Saake dem Kranführer

1700 Tonnen Band gewalzt, müssen die Walzen gewechselt werden. Oft fällt der Walzenwechsel in die Nachtschicht. Heute nacht ist es um vier Uhr soweit. Gerade wird die neue Walze eingefahren. „Etwas absenken!“ zeigt Willi Saake zum Kranführer. In 60 bis 65 Minuten muß die Straße wieder voll laufen. Dann werden Willi Saake und Oskar Nickel auch wieder am Steuerstand des Gerüsts stehen, bis die Morgenschicht beginnt . . .

Nachts auf der Hütte. Es ist nur ein kleiner Ausschnitt, den wir beobachtet haben. Er ist so abwechslungsreich wie die vielfältigen Hand in Hand arbeitenden Betriebe der Hütte. Er beginnt an der Markenkontrolle, setzt sich fort am Hafen, am Hochofen, im Stahlwerk und an der Walzstraße. Er ründet sich durch einen Blick auf den Werkschutz, die Telefonvermittlung, die Versuchsanstalt, die Eisenbahn. Er ist nicht vollständig – doch läßt er ahnen, daß es an den andern Hochöfen, der Halbzeugstraße und den Blockstraßen, nicht viel anders aussieht. Dazu gehört aber, daß der Hochöfner, der Mann im Stahlwerk und an der Walzstraße und die vielen, die hier nicht genannt werden, zur Nachtschicht gehen, wenn sich die anderen schon schlafen legen. Denn die Hütte ist ein lebender Organismus, den Tag und Nacht ein wechselnder aber steter Rhythmus durchpulst.

▼ 6.00 Uhr am Eingang 3. Die Nachtschicht ist zu Ende. 2300 Mitarbeiter der Westfalenhütte sind auf dem Weg nach Hause



Herr Knurrhahn tritt in Steuerstreik

Frage im Familienrat: Soll Mutti das gesamte Gehalt zum Verbrauch im Haushalt bekommen? Mutti selbst wäre bestimmt nicht abgeneigt. Sie könnte sich endlich die reizende Nachttischlampe kaufen, die sie sich schon immer heimlich im Schaufenster angesehen hat. Vati könnte man eine neue Hausjoppe spendieren. Bitte sehr, man denkt ja schließlich nicht nur an sich selbst.

Aber plötzlich zieht an dem wolkenlosen Himmel des Glücks die erste Sturmwolke auf: Der Hauswirt erkundigt sich höflich, doch mit Nachdruck, wo die fällige Monatsmiete bleibt. Kaum hat man sich von diesem Schreck erholt, mahnt die Versicherung. Dann pocht der harte Knöchel des Gasmannes an die Tür. Und natürlich, das Zeitungsgeld hätte ja auch bezahlt werden müssen. Bestürzung auf der ganzen Linie. Und wie sieht es mit den Steuern aus? Sondermeldung: Das Finanzamt brennt! Freude über

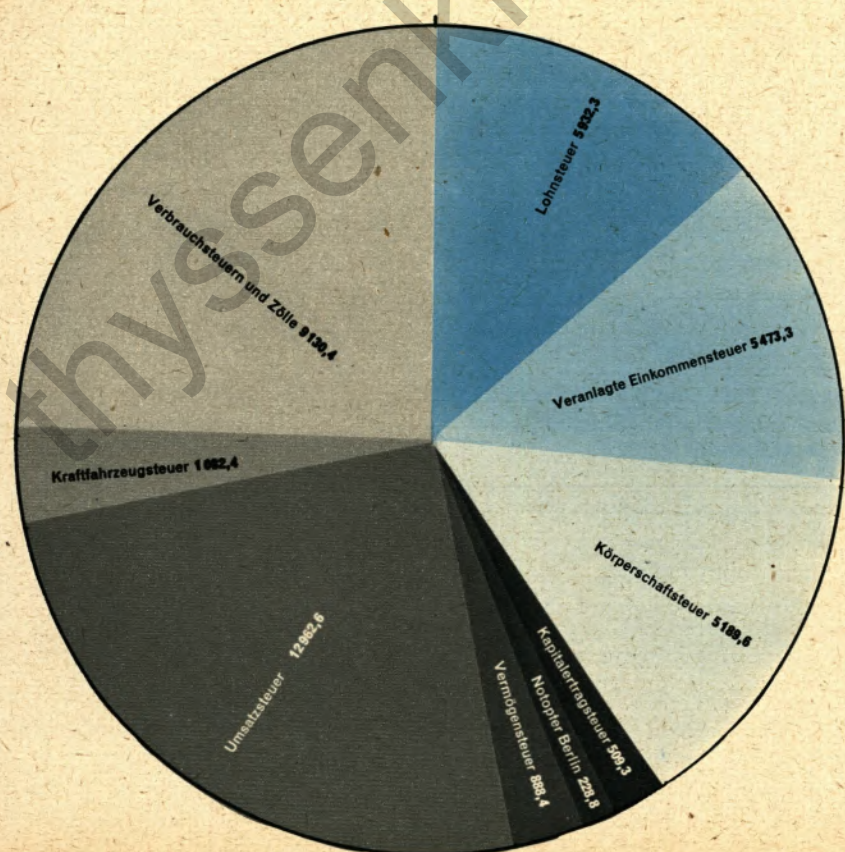
Freude! „Soll es nur brennen“, denkt man hinterlistig, „hoffentlich brennt mein Einkommensteuerbescheid kräftig mit!“ Ja, wenn diese verflixte Steuer nicht wäre! Man könnte viel dicker sein, nicht wahr?

Na, schön, machen wir es mal wie vorhin mit Muttis Wirtschaftsgeld. Nehmen wir einmal an, Herr Knurrhahn, unser Versuchskaninchen, dürfte frei über sein gesamtes Gehalt verfügen: er zahle keinen Pfennig Steuern. Welch ein Leben! Endlich kann er es sich nach der Arbeit mit einer Flasche Bier auf dem Balkon so richtig gemütlich machen.

Aber nicht lange. Ein ekler Dunst steigt ihm in die Nase, denn der Müll häuft sich auf den Straßen. Aber nur nicht versuchen, in der Umgebung der Stadt frische Luft zu schöpfen. Wenn die Polizei mangels Steuergelder die Uniformen auszieht, blüht der Weizen der Dunkel-männer in den Vorstadt-Schrebergartenkolonien. Und jetzt ja nicht etwa auf den neuen Schreck ein Glas Wasser trinken! Seuchengefahr! Denn die Kläranlagen werden ebenfalls von Steuergeldern betriebsfähig erhalten. Es wäre auch besser, Herr Knurrhahn, wenn Sie überhaupt keine tierischen Produkte, wie Milch, Butter und Fleischwaren mehr zu sich nähmen; sie stehen nämlich wegen der fehlenden Geldmittel nicht mehr unter staatlicher Kontrolle, und die Bakterien wachsen, blühen und gedeihen. Krankheit droht! Aber denken Sie bitte dabei gleich daran, daß auch die Krankenhäuser mit Steuergeldern finanziert werden. Ein neues Krankenhaus kostet je Bett 30 000 Mark.

Außerdem aber... doch Herr Knurrhahn ist bereits bedient. „Schon gut“, knurrt er, „zahlen wir eben Steuern.“ „Warum aber“, knurrt er weiter, weil er das letzte Wort haben will, „warum aber zahlen wir Steuern für den aufgeblähten Beamtenapparat?“ So gern wir Herrn Knurrhahn das letzte Wort ließen (wer zahlt schließlich schon gern Steuern!), hier müssen wir aber doch anmerken: „Sie werden überrascht sein, Herr Knurrhahn, der ‚aufgeblähte Verwaltungsapparat‘ kostet nur etwa drei Pfennig von Ihrer Steuermark! Und die Beamten arbeiten ja schließlich auch nicht für sich, sondern ganz besonders für Sie, Herr Knurrhahn!“

Das Steueraufkommen des Bundes 1958 (ohne Einnahmen des Lastenausgleichsfonds)



Was wird besteuert?

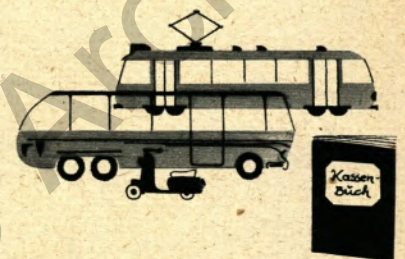
Besitz:

Einkommen-, Lohn-, Vermögen-, Gewerbe-, Grundsteuer usw.



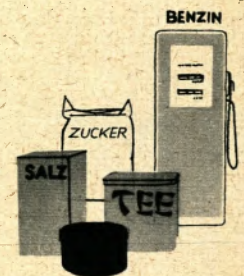
Wirtschaftlicher Verkehr:

Umsatz-, Beförderung-, Börsenumsatz-, Kraftfahrzeugsteuer usw.



Verbrauch bestimmter Güter:

Zucker-, Salz-, Tee-, Tabak-, Mineralölsteuer usw.



Wie wird versteuert?

Direkt:

Einkommen-, Lohn-, Kraftfahrzeug- usw.-steuer.

Indirekt:

Umsatz-, Tee-, Kaffee- usw.-steuer.

Direkte Steuern zahlt der steuerpflichtige Verbraucher „direkt“ ans Finanzamt. Indirekte Steuern zahlt er „indirekt“, weil sie im Preis der Ware enthalten sind, die er kauft.

Von wem wird besteuert?

Der Bund

erhebt z. B. die Umsatzsteuer und kassiert von den Ländern ein Drittel ihrer Einnahmen an Einkommen- und Lohnsteuer usw.

Das Land

behält die restlichen zwei Drittel der Einkommen- und Lohnsteuer und den Ertrag einiger unbedeutender Steuerarten.

Die Gemeinde

erhebt Steuern für Gewerbe und Grundbesitz; ferner Hundesteuer sowie Vergnügungs- und evtl. Getränkesteuer.

Neue Kaue der Becke-Prinz GmbH



1

1 Die neue Kaue der Becke-Prinz GmbH steht genau dort, wo sich die im Krieg zerstörte befand

2 Kauenmeister Rudolf Bönke sorgt für die Sauberkeit in den Waschräumen. Links eine Reihe Duschkabinen, im Hintergrund der Raum, in dem das Arbeitszeug aufgehängt wird

3 Nach der Schicht ist Hochbetrieb! Von links nach rechts: Werner Fellenberg, Klaus Besmer, Jürgen Jeromin und Hubert-Josef Stucht

4 Im rückwärtigen Teil der neuen Kaue sind in einem Raum die Fahrräder untergebracht. Nach der Schicht trafen wir Wilfried Essing und Lothar Stelter



2

Heute können sich die Betriebsangehörigen der Becke-Prinz GmbH kaum noch vorstellen, daß es einmal Zeiten gab, in denen man sich nach der Arbeit in einer dunklen Ecke der Maschinenhalle wusch, um einigermaßen sauber den Heimweg antreten zu können. Denn bei Becke-Prinz war man auf diesem Gebiete schon immer fortschrittlicher als in manch anderem Betrieb. Auf dem Platz, auf dem seit kurzem die neue Waschkäue der Becke-Prinz GmbH steht, hat schon bis November 1944 eine Käue gestanden. Damals wurde sie durch Kriegseinwirkungen zerstört, und man behelf sich mit einem Waschraum, der inzwischen viel zu klein geworden war. In der neuen, luftigen, neonbeleuchteten Käue ist ausreichend Platz für 110 Mitarbeiter. Eine Warmluftheizung erwärmt den Raum im Winter und sorgt im Sommer für Lüftung. Die vier Rundbecken haben je acht Wasserhähne, an denen jeder Mann so viel Platz hat, daß er den Nebenmann nicht stört.

Nach der Schicht ist hier Hochbetrieb. Das Arbeitszeug wird auf die Bügel in einem eigenen Raum zum Trocknen ausgehängt. Hier und im Waschraum saugen zwei Ventilatoren die feuchte Luft ab. In den Duschkabinen plätschert das Wasser. Nebenan steht eine Wanne für Schwerbeschädigte. In dem Fußwaschbecken ist eine Desinfektionseinrichtung gegen den ansteckenden Fußpilz eingebaut. Dieses Pilzes wegen hat man auch beim Fußboden auf die Holzplatten verzichtet, in denen er sich leichter ausbreitet. Sauber gewaschen tritt der Mann an seinen Spind und holt sich Unterwäsche und Anzug heraus. Nur einige Schritte, und er kann sich aus dem Abstellraum im Kauengebäude sein Fahrrad oder Motorrad holen. Der Feierabend beginnt...



3



4



3000 Bergarbeiter von Kaiserstuhl in der Kleinen Westfalenhalle

3000 Belegschaftsmitglieder der Schachtanlage Kaiserstuhl besuchten am 18. November 1959 die von ihrem Betriebsrat einberufene Betriebsversammlung in der Kleinen Westfalenhalle. Im Vordergrund der Ansprachen und der Aussprache standen die notwendig werdende Drosselung der Kohleförderung auf der Schachtanlage Kaiserstuhl und die mit ihr verbundenen personellen Maßnahmen. Die Betriebsversammlung gab ihrer Ansicht über die bevorstehenden Maßnahmen in einer einstimmig angenommenen Entschließung Ausdruck, in der insbesondere gefordert wird, die notwendigen Fördereinschränkungen gleichmäßig auf alle Schachtanlagen des Hoesch-Bergbaus zu verteilen. WERK UND WIR wird im Januarheft ausführlich über die gegenwärtige Lage im Steinkohlenbergbau, im Hoesch-Bergbau und insbesondere auf der Schachtanlage Kaiserstuhl berichten.

Unser Bild zeigt einen Blick in die Kleine Westfalenhalle, die bis auf den letzten Platz mit Belegschaftsmitgliedern der Schachtanlage Kaiserstuhl besetzt war.



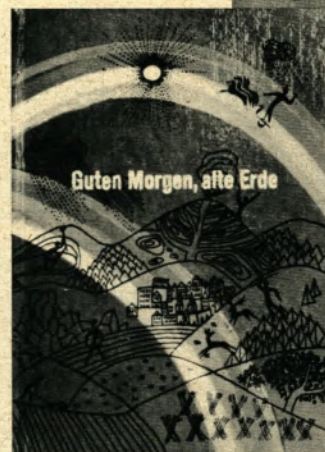
◀ Fast fünfhundert Jahre alt
 ist dieses Weihnachtsbild, das zu
 den schönsten nicht nur der westfälischen,
 sondern der deutschen Kunst gehört.
 Derick Baegert, der aus dem Münsterland
 stammende Maler hat diesen sogenannten
 Rheinberger Altar geschaffen,
 der heute im Landesmuseum
 zu Münster hängt.
 Unser erster Blick trifft auf das Kind,
 das zwei Engel auf einem Tuch halten,
 als wiegen sie es hin und her.
 Um diese Mitte schließt sich
 ein größerer Kreis,
 den Maria, Joseph und die Amme bilden,
 die nach der Legende Joseph
 zu Hilfe ruft, die aber erst nach der Geburt
 eintrifft. In einem dritten, weiteren Kreis
 stehen zunächst die Hirten,
 zwei derbe Gesellen.
 Sie wagen es nicht, die Schwelle des Stalles
 zu überschreiten, sondern lehnen
 sich lediglich über ein Mauerstück.
 Auch Ochs und Esel gehören in diesen Kreis.
 Mit ihren dunklen Tieraugen blicken
 sie aufmerksam auf das Kind.
 Den Hirten gegenüber kniet ein wackeres
 Bürgerpaar. Wahrscheinlich sind es
 die Stifter dieses Bildes.
 Über diese Menschen aus der Gegenwart
 des Malers, die Derick Baegert
 unbedenklich mit dem heiligen Geschehen
 verbunden hat, hat Manfred Hausmann schon
 in WERK UND WIR (Heft 12/1958)
 eine nachdenkliche Betrachtung geschrieben.



Was uns durch das Leben begleitet, sind Hoff-
 nungen und Sehnsüchte. Wir beginnen unge-
 stüm, hochfliegend und mit glühenden Herzen
 und enden bescheiden. „In den Ozean sticht mit
 tausend Masten der Jüngling, still, auf gerette-
 tem Boot, treibt in den Hafen der Greis.“ Nur
 wenigen Menschen ist ein großes Schicksal be-
 schieden. Ist das schlimm? Das Glück liegt nicht
 darin, einem Stern ganz nahe gekommen zu
 sein; es liegt darin, einen Stern gehabt zu ha-
 ben. Wahrhaft arm ist nur der, dem das Leben
 vorüberglitt ohne Höhen und Tiefen, wie ein
 Schatten; der es ängstlich erwartete; der nie
 einem schönen Stern zu folgen wagte oder
 keinen sah.

Sterne aber sind überall. Das „Kreuz des
 Südens“, das über Rio de Janeiro blitzt, ist nicht
 schöner als der „Orion“, der über Dortmund
 steht, das Kleine nicht immer schwächer als das
 Große, das Ferne nicht immer schöner als das
 Nahe, der Augenhunger nicht weniger herrlich
 als der Geisteshunger, das Fernweh, das für so
 viele Menschen zum Schicksal wird, nicht mehr
 als das Heimweh, das für ebenso viele die ewige
 Wärmequelle ihres Lebens ist.

„Sterne sind überall“, heißt deshalb auch die
 Jahresgabe 1960. Es ist nun schon das fünfte
 Büchlein, das WERK UND WIR seinen Lesern
 für ein paar heiter-nachdenkliche Stunden
 überreicht. Wir wünschen ihm, daß es so viel
 freundliche Zustimmung finden möge wie
 seine Vorgänger „In der Hängematte“, „Die
 eigene Welt“, „Saure Wochen, frohe Feste“
 und „Guten Morgen, alte Erde“. Vielleicht ver-
 leitet es Sie, auch in den Jahresgaben 1956, 1957,
 1958 und 1959 wieder einmal zu blättern. Und
 gewiß werden Sie dann mit einem Blick auf das
 jüngste Bändchen zustimmen: „Sterne sind
 überall.“



Albert Schweitzer: „Ich fühle mich



▲ Überall, wo er sich zeigte, streckten sich ihm Hände entgegen – Albert Schweitzer, der große Menschenfreund, wurde so freudig und begeistert in Dortmund begrüßt wie selten jemand zuvor. Rechts neben Albert Schweitzer Pfarrer Lindemann von der Reinoldikirche



Selten ist jemand in Dortmund so freudig und so begeistert begrüßt worden wie Albert Schweitzer am 7. Oktober 1959. Wo er sich in der Öffentlichkeit zeigte, wurde sein Name gerufen, Hände streckten sich ihm entgegen, und Blumen und Geschenke regneten auf ihn ein. Immer wieder fand die Hochachtung und Bewunderung der Dortmunder einen Weg, diesem großen Menschenfreund zu huldigen. Sein Leben und sein Werk haben der Menschheit das Tor zu einer neuen Brüderlichkeit geöffnet. Jedem von uns steht dieses Tor für den entscheidenden Schritt offen.

Schon im Jahre 1913 trieb es den 38jährigen Albert Schweitzer, eine glänzende Laufbahn als Gelehrter und Orgelspieler aufzugeben und nach Afrika zu gehen, um als Arzt im Urwald

des Äquators die Leiden der Eingeborenen zu lindern. Er wirkt dort weder als Missionar einer Kirche noch im Auftrage und mit Unterstützung einer Regierung. Er war und ist noch heute auf sich allein gestellt. Aber der Ruf seiner Tat drang über die ganze Erde und bewegte viele Menschen, vor allem in der westlichen Welt. Sein mit den einfachsten Mitteln erbautes Spital am Ogowefluß erhob sich über dem schwarzen Kontinent wie ein Leuchtturm der reinen Menschlichkeit.

Auch in Dortmund wächst seit Jahren der Kreis derer, die mit geöffneten Herzen und Händen Albert Schweitzer helfen wollen, eine neue Welt der Brüderlichkeit zu errichten. Schon 1956 konnten wir in WERK UND WIR (Heft 10/11) darüber berichten, wie eng Albert Schweitzer mit Dortmund verbunden ist. Damals hatte der große Denker und Arzt einen Dankbrief an Willy Hopp, den verstorbenen Aufsichtsratsvorsitzenden der Hoesch Werke AG, gerichtet, in dem er sich für eine Ladung Bleche und Stabeisen von der Westfalenhütte bedankte.

◀ Albert Schweitzer und der Dortmunder Oberbürgermeister Keuning

„In dieser Stadt zu Hause“

Dortmund hilft Albert Schweitzer

Nach dem letzten Dortmundbesuch Albert Schweitzers im Jahre 1928 vergingen 31 Jahre, bevor er – der im Jahre 1952 den Friedensnobelpreis erhielt – wieder unsere Stadt besuchte. Oberbürgermeister Keuning begrüßte im Ratssitzungssaal den großen Gast. Er sagte, daß aus dem Gefühl der Dankbarkeit und Verbundenheit mit dem Werk Albert Schweitzers vor drei Jahren zum erstenmal beschlossen worden sei, die Arbeit Albert Schweitzers zu unterstützen. Man habe einen Albert-Schweitzer-Fonds gegründet, in den alle Vergütungen fließen, die Dortmunder Ratsvertreter für Aufsichtsratsmandate erhalten. Auf diese Weise sei es möglich, Albert Schweitzer in diesem Jahr 70000 DM zu überreichen. Mit diesem Geschenk wolle man gleichzeitig den Dank abtragen für die Hilfe aus Schweden und den USA, die Dortmund in schwerer Zeit empfangen habe. Der Präsident der Albert-Schweitzer-Gesellschaft, Studienrat i.R. Albring, erklärte, daß es Aufgabe der Gesellschaft sei, die vielen Bächelein der Sympathie zu sammeln, damit sie zu einem großen Strom anwüchsen. „Wir wollen noch viele Lambarene schaffen!“ sagte er. Auch er konnte Albert Schweitzer eine hohe Geldspende überreichen.

Mit bewegten Worten dankte Albert Schweitzer für die Hilfsbereitschaft der Dortmunder. Aus seiner im Jahr 1909 mit der Reinoldi-Orgel geschlossenen Bekanntschaft sei nunmehr eine Menschenbekanntschaft geworden. In Dortmund fühle er sich zu Hause, und auch fern von der Stadt sei er durch viele geheimnisvolle Fäden mit ihr verbunden, weil er sich hier verstanden wisse in seinem Streben um Humanität. Jeden Samstagabend läute in Lambarene die von Dortmund erhaltene Glocke den Sonntag ein. Wenn er in diesem Augenblick an seinem Schreibtisch sitze, so lege er die Arbeit beiseite und denke an die Stadt im Industrierevier.



▲ In Dortmund fühle er sich zu Hause, weil er sich hier verstanden wisse in seinem Streben um Humanität, sagte Albert Schweitzer, als er sich im Ratssitzungssaal für die Spenden der Stadt und der Albert-Schweitzer-Gesellschaft bedankte

◀ Aus der im Jahre 1909 mit der Reinoldi-Orgel geschlossenen Bekanntschaft sei nunmehr eine Menschenbekanntschaft geworden, sagte Albert Schweitzer, bevor er die Reinoldikirche besuchte, in der man ihm zu Ehren ein Konzert gab

Vor wenigen Tagen – am sechsten Dezember – fuhr Albert Schweitzer zum dreißigsten Male nach Lambarene zurück. In wenigen Tagen – am vierzehnten Januar 1960 – wird er im Urwald seinen 85. Geburtstag begehen. Man sieht ihm das hohe Alter nicht an. Noch viel weniger spürt man es, wenn er spricht. Im Gegenteil. In seinem Herzen ist er ein junger Mensch.

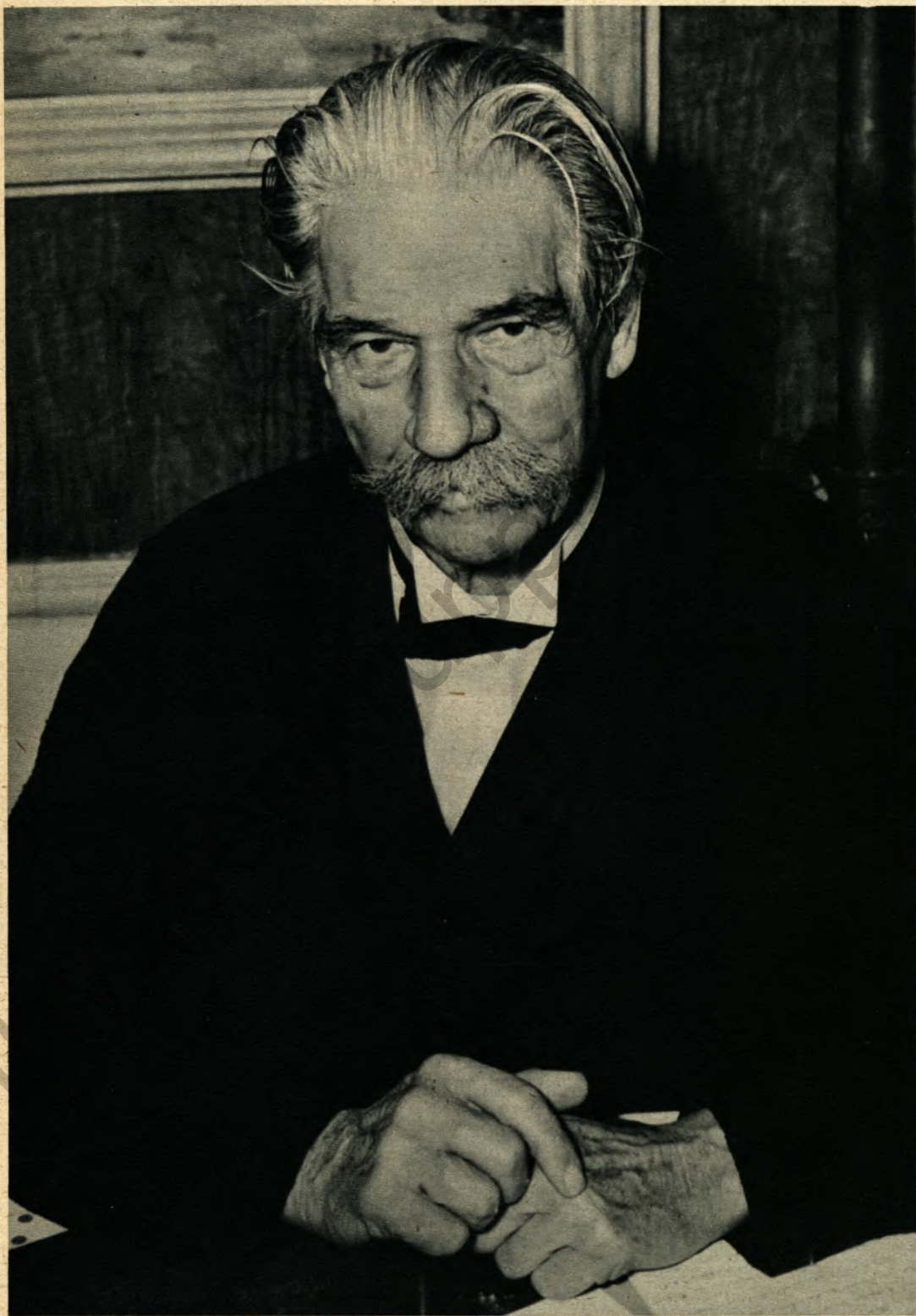
Ohne Bildung keine Moral

Überblickt man die philosophische Lage am Ende des Jahrhunderts, so machen sich die verschiedenartigsten Eindrücke nebeneinander geltend. Wir stehen in einer Zeit völliger philosophischer Unbildung. Die Einzelwissenschaften haben sich emanzipiert. Entweder fühlen sie nicht das Bedürfnis, sich einer einheitlichen Weltanschauung einzugliedern, oder sie behaupten, sich selbst ihre Philosophie zu schaffen. Wissenschaft ist Macht; dieses Wort scheint die Zeit zu beherrschen. Man vergißt aber beizusetzen, daß Wissenschaft nicht Bildung ist. Unser Jahrhundert lehrt uns, daß im Verhältnis zur Zunahme des Wissens die Zahl der Gebildeten zurückgehen kann. Bildung besteht darin, daß das gesamte Gebiet menschlichen Wissens in seinen Grundzügen erfaßt wird, sich zu einer einheitlichen Weltanschauung ausbildet, welche dem einzelnen seine Stellung zu der ihn umgebenden Welt ins Bewußtsein bringt und sein Urteil und sein Handeln bestimmt. Dieser Zug nach einer Weltauffassung liegt tief im menschlichen Gemüte. Die Wissenschaften als solche können ihn nie befriedigen; nur die Philosophie kommt diesem Zug entgegen. Sie faßt den jeweiligen Stand der Wissenschaften zusammen und bringt das entstehende Bild mit den sittlichen und religiösen Interessen des einzelnen sowie der Gesellschaft in Zusammenhang. So ist es ganz falsch zu sagen, die Philosophie habe sich überlebt. Ohne Philosophie ist keine Bildung möglich, und ohne Bildung gibt es in einer wissenschaftlichen Zeit keine Moral und keine Religion.

Die Gedankenlosigkeit des modernen Menschen

Die Kulturfähigkeit des modernen Menschen ist herabgesetzt, weil die Verhältnisse, in die er hineingestellt ist, ihn verkleinern und psychisch schädigen . . . Materielle und geistige Freiheit gehören innerlich zusammen. Die Kultur setzt Freie voraus. Nur von diesen kann sie gedacht und verwirklicht werden. Bei dem modernen Menschen aber ist sowohl die Freiheit als die Denkfähigkeit herabgesetzt.

Zu der Unfreiheit kommt die Überanstrengung. Seit zwei oder drei Generationen leben so und so viele Individuen nur noch als Arbeitende und nicht mehr als Menschen. Was im allgemeinen über die geistige und sittliche Bedeutung der Arbeit gesagt werden kann, trifft für sie nicht mehr zu. Die gewöhnliche Überbeschäftigung des modernen Menschen in allen Gesellschaftskreisen hat zur Folge, daß das Geistige in ihm verkümmert . . . Die ihm bleibende Muße in der Beschäftigung mit sich selbst oder in ernster Unterhaltung mit Menschen oder Büchern zu verbringen, erfordert eine Sammlung, die ihm schwerfällt. Absolute Untätigkeit, Ablenkung von sich selbst und Vergessen sind ein physisches Bedürfnis für ihn. Als ein Nichtdenkender will er sich verhalten. Nicht Bildung sucht er, sondern Unterhaltung, und zwar solche, die die geringsten Anforderungen stellt. Die Mentalität dieser vielen Ungesammelten und Sammlungsunfähigen wirkt auf alle Organe zurück, die der Bildung und damit der Kultur dienen sollten. Das Theater tritt hinter dem Vergnügs- oder Schau-lokal zurück und das gediegene Buch hinter dem zerstreuenden. Zeitungen und Zeitschriften haben sich in steigendem Maße in die Tatsache zu finden, daß sie alles nur in der leichtest-fälligen Form an den Leser heranbringen dürfen.



Wie sehr die Gedankenlosigkeit dem modernen Menschen zur zweiten Natur geworden ist, zeigt sich in der Geselligkeit, die er pflegt. Wo er mit seinesgleichen ein Gespräch führt, wacht er darüber, daß es sich in allgemeinen Bemerkungen halte und sich nicht zu einem wirklichen Austausch von Gedanken entwickle. Er hat nichts Eigenes mehr und wird von einer Art Angst beherrscht, daß Eigenes von ihm verlangt werden könnte. Der Geist, den die Gesellschaft der Ungesammelten hervorgebracht hat, tritt als eine stetig wachsende Macht unter uns auf. Eine herabgesetzte Vorstellung vom Menschen bildet sich unter uns aus. An den anderen und an uns suchen wir noch die Tüchtigkeit des Arbeitenden und finden uns darein, darüber hinaus nichts mehr zu sein.

Der Unfreie, Ungesammelte, Unvollständige ist aber zugleich noch in Gefahr, der Humanitätslosigkeit zu verfallen...

Die Ehrfurcht vor dem Leben

Bejaht der Mensch seinen Willen zum Leben, so verfährt er in natürlicher und wahrhaftiger Weise. Er bestätigt eine bereits im instinktiven Denken vollzogene Tat, indem er sie im bewußten wiederholt. Anfang, stetig sich wiederholender Anfang des Denkens ist, daß der Mensch sein Sein nicht einfach als etwas Gegebenes hinnimmt, sondern als etwas unergründlich Geheimnisvolles erlebt. Lebensbejahung ist die geistige Tat, in der er aufhört dahinzuleben und anfängt, sich seinem Leben mit Ehrfurcht hinzugeben, um es auf seinen wahren Wert zu bringen. Lebensbejahung ist Vertiefung, Verinnerlichung und Steigerung des Willens zum Leben.

Zugleich erlebt der denkend gewordene Mensch die Nötigung, allem Willen zum Leben die gleiche Ehrfurcht vor dem Leben entgegenzubringen wie dem eigenen. Er erlebt das andere Leben in dem seinen. Als gut gilt ihm:

Leben erhalten,
Leben fördern,
entwickelbares Leben auf seinen höchsten Wert bringen;

als böse:

Leben vernichten,
Leben schädigen,
entwickelbares Leben niederhalten.

Dies ist das denknotwendige, absolute Grundprinzip des Sittlichen.

Ich glaube an die Zukunft der Menschheit

Auf die Frage, ob ich pessimistisch oder optimistisch sei, antwortete ich, daß mein Erkennen pessimistisch und mein Wollen und Hoffen optimistisch ist. Pessimistisch bin ich darin, daß ich das nach unseren Begriffen Sinnlose des Weltgeschehens in seiner ganzen Schwere erlebe. Nur in ganz seltenen Augenblicken bin ich meines Daseins wirklich froh geworden. Ich konnte nicht anders als alles Weh, das ich um mich herum sah, dauernd miterleben, nicht nur das der Menschen, sondern auch das der Kreatur. Mich diesem Mit-Leiden zu entziehen, habe ich nie versucht. Es erschien mir selbstverständlich, daß wir alle an der Last von Weh, die auf der Welt liegt, mittragen müssen...



▲ Albert Schweitzer behandelt einen kranken Eingeborenen in seinem Urwaldhospital in Lambaréné

Auch in der Beurteilung der Lage, in der sich die Menschheit zur Zeit befindet, bin ich pessimistisch. Ich vermag mir nicht einzureden, daß es weniger schlimm mit ihr steht, als es den Anschein hat, sondern bin mir bewußt, daß wir uns auf einem Wege befinden, der uns, wenn wir ihn weiter begehen, in eine neue Art von Mittelalter hineinführen wird. Das geistige und materielle Elend, dem sich unsere Menschheit durch den Verzicht auf das Denken und die aus dem Denken kommenden Ideale ausliefert, stelle ich mir in seiner ganzen Größe vor. Dennoch bleibe ich optimistisch. Als unverlierbaren Kinderglauben habe ich mir den an die Wahrheit bewahrt. Ich bin der Zuversicht, daß der aus der Wahrheit kommende Geist stärker ist als die Macht der Verhältnisse. Meiner Ansicht nach gibt es kein anderes Schicksal der Menschheit als dasjenige, das sie sich durch ihre Gesinnung selber bereitet. Darum glaube ich nicht, daß sie den Weg des Niedergangs bis zu Ende gehen muß.

Finden sich Menschen, die sich gegen den Geist der Gedankenlosigkeit auflehnen und als Persönlichkeiten lauter und tief genug sind, daß die Ideale ethischen Fortschritts als Kraft von ihnen ausgehen können, so hebt ein Wirken des Geistes an, das vermögend ist, eine neue Gesinnung in der Menschheit hervorzubringen.

Wenn im Frühjahr das welke Grau der Wiesen dem Grün Platz macht, so geschieht dies dadurch, daß Millionen von Trieben aus den Wurzeln neu sprossen. Also auch kann die Gedankenenerneuerung, die für unsere Zeit kommen muß, auf keine Weise zustande kommen, als daß die vielen ihre Gesinnungen und Ideale aus dem Nachdenken über den Sinn des Lebens und den Sinn der Welt neu gestalten.

Weil ich auf die Kraft der Wahrheit und des Geistes vertraue, glaube ich an die Zukunft der Menschheit. Ethische Welt- und Lebensbejahung enthält optimistisches Wollen und Hoffen unverlierbar in sich. Darum fürchtet sie sich nicht davor, die trübe Wirklichkeit so zu sehen, wie sie ist.

Das Feuer des Denkens wiederanzufachen

Verzicht auf Denken ist geistige Bankerott-erklärung. Wo die Überzeugung aufhört, daß die Menschen die Wahrheit durch ihr Denken erkennen können, beginnt der Skeptizismus. Lebendige Wahrheit ist nur die, die im Denken entsteht... Allein durch die Zuversicht, in unserem individuellen Denken zu Wahrheit gelangen zu können, sind wir für Wahrheit aufnahmefähig. Das freie Denken, das Tiefe hat, verfällt nicht in Subjektivismus. Mit den eigenen Ideen bewegt es diejenigen in sich, die in der Überlieferung irgendwie als Wahrheit Geltung haben, und bemüht sich, sie als Erkenntnis besitzen zu können. So stark wie der Wille zur Wahrheit, muß der zur Wahrhaftigkeit sein. Nur eine Zeit, die den Mut der Wahrhaftigkeit aufbringt, kann Wahrheit besitzen, die als geistige Kraft in ihr wirkt. Wahrhaftigkeit ist das Fundament des geistigen Lebens. Durch seine Geringschätzung des Denkens hat unser Geschlecht den Sinn für Wahrhaftigkeit und mit ihm auch den für Wahrheit verloren. Darum ist ihm nur dadurch zu helfen, daß man es wieder auf den Weg des Denkens bringt. Weil ich diese Gewißheit habe, lehne ich mich gegen den Geist der Zeit auf und nehme mit Zuversicht die Verantwortung auf mich, an der Wiederaufzucht des Feuers des Denkens beteiligt zu sein.

Auszüge aus dem Buch „Denken und Tat“, erschienen im Richard Meiner Verlag in Hamburg.



Ich
kamnte
einen,
der
war
sonderlich

Sonst ein umgänglicher Bursche, sonst froh und gesellig durchaus – alle Jahre wieder wurde er, wenn der Kalender zu Ende ging, grantig und unfreundlich. Sonst konnte man ihn in heiterer Runde sitzen sehen. Er trank seinen Topf Bier mit den Freunden. Er klopfte seinen Skat mit Bekannten und Kollegen. Sonntags zog er mit den Seinen hinaus, liebte die Natur, sang Lieder im Abendrot und aß heiter das Mitgebrachte am Waldesrand.

Er war durchaus kein Unmensch und hatte Spaß an vielen Formen der Geselligkeit. Aber jedesmal, ging das Jahr zu Ende und rüstete alle Umwelt für die frohen Feste, die dann angesetzt sind, wurde er seltsam. Er machte nicht mit. Er könnte, sagte er, auf Befehl nicht innig oder gerührt oder lustig werden. Ihm sei sauer vor der dann kalendarisch ausbrechenden Fröhlichkeit. Er hatte was gegen gesetzlich geregelte Stimmung. Er war, wie die Ärzte sagen, allergisch gegen das Feiern auf allgemeine Verabredung.

Kurz: Weihnacht und Neujahr machten ihn nervös.

Der Arme hatte es immer schwerer mit seiner trotzigsten Veranlagung. Mit den Jahren ist ihm die Festmacherei immer bitterer aufgestoßen. Schon im November beginnen ja die geschäftlichen Nutznießer des Christfestes, die Fenster ihrer Auslagen zu schmücken. Eine kommerzielle Weihnachtshysterie bricht aus.

Die Straßen, kaum winterlich geworden, werden weihnachtlich verkleidet. Da funkelt, da leuchtet, da himmelt es aus allen Geschäften. Wo man hinschaut, liegen Tannenreiser, mit künstlichem Schneestaub versehen. Hier steht

die dicke Puppe eines jovialen Weihnachtsmannes als Dekoration für Eisschränke, die wir kaufen sollen. Dort ist eine ganze mondäne Krippe aufgebaut mit allen bunten Gestalten der heiligen Geburt in Heu und auf Stroh. Aber offensichtlich kommt es dem, der die schöne Gruppe da in sein Schaufenster gesetzt hat, auf die uralte, schöne Menschheitsbegebenheit gar nicht an. Wir sollen seine wohlfeilen Staubsauger kaufen. Darum geht es. Ladenstraßen verwandeln sich in christliche Kirmes. Ganze Geschäftsviertel lullen sich ein in Licht und Lärm. Girlanden hängen über Fahrbahn und Bürgersteig. Radio- und Plattengeschäfte lassen Wochen vor dem eigentlichen Datum die lieben alten Lieder endlos leiern.

Weihnacht, sagte mein grantiger Gewährsmann, wird verspielt, lange ehe es stattgefunden hat. Er war sauer. Sonst so angenehm und gesellig – gerade zur Zeit der liebenden Geselligkeit wurde er unumgänglich und böse vor Empfindsamkeit. Weihnacht sei kein Fest der Stille mehr. Ganz im Gegenteil. Es sei ein Radaufest geworden. Eine Verkaufs-Hausse, ein Rummel, ein Anlaß, den Leuten die Taschen zu leeren, ein Vorwand zur allgemeinen Ausbeutung. Er nannte sogar verbrecherisch, was da geschah. Mein Freund war gründlich dagegen. Wenn dann die Heilige Nacht herankam, mußten wir wirklich Sorge um ihn haben.

Schon in der Familie hatte er langfristig gelitten. Wollte er sich ein Hemd aus dem Wäscheschrank holen, stürzte bestimmt unsere gute Lotte hinzu und rief: „Nicht doch! Ich geb’ es dir heraus! Ich habe doch meine Geschenke gerade da versteckt!“

Wenn er am Feierabend bei einem kräftigen Kriminalroman ausruhen wollte, klimperte einen Stock höher schon seit Wochen der widerliche kleine Egon auf dem Klavier und spielte (ach, wie spielte er schlecht und hackend!) all die lieben Lieder, die erst am Abend des 24. Dezember fällig würden. Mit seinen wahrscheinlich wieder einmal ungewaschenen Fingern ließ er es unablässig vor der Zeit „Stille Nacht, heilige Nacht“ sein und „Vom Himmel hoch“ herkommen. Trat unser Freund dann in die Küche, so wurde er da wieder schreckhaft und lustig hinausgeworfen: Mutter stand am Herd und buk die lieben Pfefferkuchen, daß die ganze Etage schon penetrant nach Weihnachten roch. Und wollte er sich dann in seiner Not zum jungen Erwin ins Kinderzimmer zurückziehen, so erwartete ihn auch da ein kräftiger Rausschmiß. Erwin war mit Laubsäge und Leim beschäftigt, Weihnachtsgeschenke zu basteln.

Ein Entkommen war nirgends. Überall, obgleich es doch noch so lange hin war, wurde das Fest schon vorbereitet, wurden die Weihnachtsgefühle vorweggenommen und ausgehöhlt, aufgeweicht und für Feinfühligere ausgelaugt und unerträglich gemacht.

Mein Freund kriegte das Kribbeln, wenn er nur immer „Weihnacht“ oder „Silvester“ hörte. Ja, er wurde geradezu böse in seiner Abwehr und seelischen Not. Er kapselte sich ein. Er wurde zum Weihnachtsekel. Er kriegte seelische Stachel wie ein Igel.

Wenn's dann endlich soweit war, verließ er die Etage. Er warf sich einen Schal um. Er drückte

sich seinen ältesten Hut über den mißmutigen Schädel und suchte den Ort des Städtchens, wo er mit einiger Sicherheit frei wäre von den zur Schau getragenen Gefühlen. Ich ging ihm nach, verließ die Wärme unserer Stube mit ihrem Tannenduft und Liederklang. Ich ging ihm nach und sah, wie er, eine fast tragische Gestalt aus Trotz, durch die leeren Straßen tapste, die kalt, öde und naß waren, wie eben auch alle Jahre wieder zu diesem Datum.

Er klinkte an der Tür einer minderen Kneipe. Die Tür war verschlossen. Kein Licht drang durch die Fenster. Da trottete er weiter. Ich sah, wie er auf dem Verschiebebahnhof verschwand. Nun hatte er einen Ort gefunden, an den sich (weiß der kalte Himmel!) keinerlei abgenutztes Weihnachtsgefühl geheftet hatte. Diese kahle, kalte Stätte war wahrhaftig frei von Weihnachtsbazillus. Ein paar häßliche Güterwagen standen auf den Gleisen. Es tröpfelte von einem Barackendach. In der Ferne rührte eine Lokomotive. Eine kahle Lampe leuchtete über die ungemütliche Szenerie: Schienenstränge, Schmutz, Rauch, abgestellte Waggons, Kohlenhaufen, eine triste tropfende Wasserpumpe...

Scheußlicher und von größerer Verlassenheit hätte nichts sein können, gerade in dieser Nacht. Mein Freund stand da. Ich sah, wie er tief atmete und den alten Hut vom Kopfe schob. Er sah nach oben. Die Wolken wehten eifertig und zerrissen am alten Mond vorüber. Er sah hinauf, und plötzlich hatte ich den Verdacht, er, der doch ausgegangen war das Gruseln zu lernen und der Weihnachts- und Gefühlsemsigkeit

dieser Stunde gerade fern zu sein – ich hatte das Gefühl, als suche er, unser Weihnachtsekel, mit seinen Augen den Stern am Himmel, der den Hirten erschien, und den die Könige aus dem Morgenlande sahen.

Er wandte sich und ging langsam, ohne mich zu bemerken, nach Hause. Und was glaubt ihr? In den stillen Straßen vernahm ich, wie er sumnte. Er sumnte ein Weihnachtslied vor sich hin. Unser Weihnachtsekel! Während die anderen sich mit Lärm und Radio, dem neuen Fernsehapparat und den vielen Geschenken, mit Backwerk, Tand und Flitterkram das wirkliche Weihnachtsgefühl verstopft hatten – unser Weihnachtsekel hatte wahrscheinlich als einziger wirklich empfunden, was diese Stunde meinte. Darum, liebe Leute, seid, wenn die Feste fallen, guter Dinge! Aber habt Nachsicht mit denen, die das Fest nicht verramscht, billig verhökert und teuer unter Preis verschleudert sehen wollen. Habt Nachsicht mit den scheinbaren Weihnachtsekeln, die vielleicht das Fest und seinen stillen Anlaß viel ernster nehmen als wir.

Nicht der protzigste Gabentisch macht das beste Christfest, sondern die unkommandierte, die schlichte Freude ohne den Tamtam leerlaufender Geschäftigkeit. Nicht das Weihnacht der steigenden Preise, das vor lauter Lärm seinen Wert aufgibt und seinen Sinn nachgerade einbüßt, sondern die Stille der Stunde, sondern die Bereitschaft des Herzens – sie gelten.

In diesem Sinne: Schönen Gruß von unserem alten Weihnachtsekel! In diesem Sinne: Gute, stille Weihnacht!

Friedrich Luft





Draußen im Land südlich der Ruhr wurde vor Jahren ein Pfarrer, der aus einem rheinischen Flecken in ein Sauerlanddorf versetzt worden war, gefragt, wie es ihm denn in seiner neuen Gemeinde gefalle. Gut, antwortete vergnügt der geistliche Herr, nur meine Glocke redet jetzt eine andere Sprache. Einst sagte sie „vinum bonum – vinum bonum“, nun läutet sie „Äppelwein, Pöppelwein – Äppelwein, Pöppelwein“. In einem Bochumer Heimatbuch aus der Mitte der zwanziger Jahre vermerkte der Chronist über eine neue Turmuhr in der Peter- und Paulskirche, welche die Viertelstunde mit einem Doppelschlag angab und zu Dienstzeiten eines Küsters mit Namen Meermann ertönte, man höre in Bochum um ein Uhr den Propst rufen, „Meermann-Meermann-Meermann-Meermann“, und der Küster erwiderte ganz tief: „Propst!“ In Telgte wollte man beim Nahen der münsterischen Prozession vernommen haben: „De Münsteraner kommt! Do't Water bi't Beer! Do't Water bi't Beer!“ Von den Kirchenglocken in Dortmund wurde gar eine ganze Unterhaltung berichtet. So soll vom Reinolditurm erklingen sein: „Grautebaunen, Grautebaunen, Grautebaunen!“ Hierauf von Sankt Marien: „Met Speck! Met Speck! Met Speck!“ Danach von der Petrikirche: „Dä mag eck nit! Dä mag eck nit! Dä mag eck nit!“ Worauf die Propsteikirche eingefallen sei: „Giff se mi men! Giff se mi men! Giff se mi men!“

Eingangs eines Artikels, der es unternimmt, über moderne Glockenspiele in Westfalen zu unterrichten, mögen diese Beispiele genügen, um daran zu erinnern, wie gern der Volksmund dem Geläut von Glocken einen Text unterlegt hat. Die Glocke hat stets zu den Menschen geredet. Nicht nur heitere oder ernste Sprache, auch Geheimnisse von Würde und Freiheit, von Trauer, Warnung, Mahnung und blanke Fröhlichkeit haben sich Bürgern und Bauern mitgeteilt, wenn die Stimmen von den Türmen über Stadt und Land hin rollten. Und dieser besondere, vielstufig getönte Zauber der einzelnen, einsamen, großen Glocken hat sich, bei einer zierlich anmutigeren Leuchtkraft der Klänge, auch in den Glockenspielen erhalten. Er macht den eigenen, vornehmlich das Gemüt ansprechenden Reiz dieser durch die Reihung vieler Einzelglocken geschaffenen Musikinstrumente aus.

Die Glocke und die Schelle sind uralte. Chinesen, Ägypter und Hebräer hatten sie schon. Auch

◀ Eines der schönsten Glockenspiele ist das im Rathaus von Hohenlimburg. Seine 25 Glocken können 75 Melodien spielen

„Kein schöner Land“ - klingt's überall

der Vorläufer des Glockenspiels ist seit mehr als tausend Jahren bekannt: der Schellen- oder Glockenbaum, eine Stange, an der mehrere Glocken aufgehängt waren, die mit zwei Hämmern von der Hand geschlagen wurden. Im 13. Jahrhundert mechanisierte man in Europa das schon vorhandene Handglockenspiel und entwickelte zuerst in Flandern in Verbindung mit Uhrwerken die „carillons“, die Turmglockenspiele, die von einer Stiftswalze betrieben wurden. In der Heimat der „carillons“, in Belgien und Holland, hatten bis zum ersten Weltkrieg fast alle größeren Orte Glockenspiele bekommen. Man zählte dort damals 200 Instrumente. In Deutschland gab es zur gleichen Zeit elf Glockenspiele, und zwar je eins in Aachen, Berlin, Darmstadt, Düren/Rheinland, Freiburg i. Br., München, Potsdam und je zwei in Danzig und Hamburg. Das größte und schönste Glockenspiel hing vor dem Krieg in Danzig. Es bestand aus 37 Glocken von zusammen 350 Zentner Gewicht.

Viele neue Glockenspiele nach dem Krieg

Als nach dem ersten Krieg die Trümmer beseitigt, die ersten Teile des Wiederaufbaus abgeschlossen waren und die Städte hierauf daran denken konnten, über das Notwendige hinauszugehen und auch wieder Schmuckwerk in die wiederhergestellten oder neuen Gebäude einzufügen, erklangen von manchen öffentlichen Türmen auch wieder die Glockenspiele. So geschah auch in Westfalen die Einrichtung dieser Instrumente durchweg nach dem Beginn der fünfziger Jahre. Heute hört man in Münster zwei Glockenspiele – eines vom Schloßturm der Universität, eines vom Turm des Landeshauses –, und je ein Glockenspiel ertönt in Siegen, Melle, Höxter, Hohenlimburg, Bochum, Ahaus, Lemgo und Hattingen. Die meisten dieser Glockenspiele haben neben dem mechanischen, über Walzen betriebenen Werk auch einen Spieltisch, von dem man die Glocken klaviaturmäßig durch Hebelzüge von der Hand zu schlagen vermag. So kann das Geläut auch unabhängig von Walzenwerk und Uhr gespielt werden. Allgemein umspannt das Geläut zwei Oktaven, bei Höxters Glockenspiel sind es drei Oktaven.

Dieses Werk in der Weserstadt ist Westfalens jüngstes Glockenspiel. Es wurde erst im Mai dieses Jahres im 500 Jahre alten Rathausturm aufgehängt und besteht aus 35 Bronzeglocken. Das Spiel erklingt von 8.55 Uhr bis 20.55 Uhr alle drei Stunden, bringt morgens und abends einen Choral; dazwischen drei Volkslieder.

Ebenfalls aus jüngster Zeit, erst 1958 gehängt, stammt das Glockenspiel im Turm der alten



Johanniskirche im Zentrum von Hattingen. Dieses besteht aus 25 Stahlgußglocken. Das Spielprogramm bietet auf zwölf Walzen über zwanzig verschiedene Volkslieder sowie auf einem Sonderband kleine Weisen klassischer Musik und im Dezember Weihnachtslieder. Es ertönt um 7, 12, 16, 17, 19 und 20 Uhr.

In der alten Hansestadt Lemgo haben sich beim diesjährigen Westfalentag Hunderte von Heimatfreunden aus allen Teilen Westfalens des klangschönen Glockenspiels erfreut, das viermal am Tage (8, 12, 18 und 22 Uhr) vom Turm der alten St.-Nikolai-Kirche erklingt. 1939 wurde dieses Glockenspiel angebracht – es zählt also zu den ältesten im Westfalenland! Das Repertoire umfaßt heute rund vierzig Lieder.

In Melle, dem Solbad zwischen Teutoburger Wald und Wiehengebirge, läutete bereits 1924 zum erstenmal vom Türmchen des Rathauses ein Glockenspiel. Dessen Glocken mußten im Krieg als sogenannte Metallreserve abgeliefert werden. 1951 weihte man hier aber wieder ein Glockenspiel von vierzehn Glocken. Inzwischen ist das Meller Spiel auf siebzehn Glocken vergrößert worden. Es spielt um 8, 12 und 18 Uhr ein Programm, in dem insgesamt 27 verschiedene Choräle, Volksweisen, Weihnachtslieder und auch der Hohenfriedberger Marsch enthalten sind.

Zu den ersten Nachkriegseinrichtungen gehören auch die Münsteraner Glockenspiele: das 1955 im Landeshaus aufgehängte und das 1954 bei der Universität in Betrieb genommene Werk. Das erstere hat 28 Stahlgußglocken, das zweite 25 Glocken gleicher Art. Das Landeshaus-Glockenspiel verfügt mit über das reichste Repertoire aller Glockeninstrumente Westfalens: Hier hält man weit über sechzig Choräle und Lieder auf acht Rollen bereit, deren jede eine Gruppe von rund acht jahreszeitlich gestimmten Weisen enthält. An jedem Tag erklingt vom Turm des Landeshauses das Westfalenlied. Im Landeshaus spielt das Instrument um 8, 13, 18, und 20 Uhr. Vom Schloßturm der Universität Münster klingen um 12 und um 18 Uhr täglich die Weisen eines Programms von insgesamt vierzehn verschiedenen Liedern herab, unter denen „Gaudeamus igitur“, „Im Krug zum grünen Kranze“ und „O alte Burschenherrlichkeit“ nachdrücklich die Lokaltimmung des Hauses unterstreichen.

Ähnlich wie auf dem Schloß in Münster ist auch das Glockenspiel auf Schloß Ahaus untergebracht, in einem barocken Türmchen, das sich in Ahaus auf der Vorburg des Schlosses befindet. Die Anregung zu diesem Glockenspiel ging von dem unvergessenen Landrat und Oberkreisdirektor Felix Sümmerrmann aus, der ein langes

Leben an der Spitze des Kreises stand und wie ein guter Vater in guten und schlechten Zeiten für seinen schönen Kreis gesorgt hat. So trägt denn auch die größte der vierzehn Bronzeglocken die Inschrift: „Dem langjährigen Landrat des Kreises Ahaus, Felix Sümmerrmann, in Anerkennung seiner Verdienste um den Wiederaufbau des Schlosses. Anno domini 1955.“ Am 16. Dezember 1955, anlässlich der offiziellen Verabschiedung des Landrates und Oberkreisdirektors Sümmerrmann durch den Kreistag, erklang das Glockenspiel zum ersten Male. Seither erfreut es täglich um 8, 10, 13, 16 und 19 Uhr die Bevölkerung von Stadt und Kreis Ahaus.

Etwas ganz Besonderes ist das Hohenlimburger Glockenspiel

Von besonderem Umfang ist auch das Glockenspiel im Rathaus von Hohenlimburg, das 1956 in Betrieb genommen worden ist. Die größte seiner 25 Stahlgußglocken wiegt 500 Kilogramm, die kleinste 30 Kilogramm. Für dieses Spiel sind sieben Bänder mit je neun Liedern vorhanden, so daß also von diesen Bändern insgesamt 63 Lieder gespielt werden können. Da das Glockenspiel dreimal am Tag erklingt – im Sommer um 7, 13 und 21 Uhr, im Winter um 8, 13 und 20 Uhr –, werden alle drei Wochen an den gleichen Wochentagen die gleichen Lieder gegeben. Außerdem ist für dieses Spiel noch ein Band mit neun Weihnachtsliedern vorhanden, und schließlich vermag dieses Glockenspiel auch als Hochzeitschmuck zu wirken: Der Hohenlimburger Standesbeamte kann das Glockenspiel durch den Druck auf einen Knopf in Gang setzen. Je nach Wahl der Eheschließenden erklingt dann, während ein Pärchen das Trauzimmer verläßt, eines der drei Lieder: „Ich liebe dich“, „Treulich geführt“ oder „So nimm denn meine Hände.“ (Wie die Stadtverwaltung mitteilt, wird von dieser Einrichtung reger Gebrauch gemacht! . . .) In Siegen hängt im Dicken Turm des Unteren Schlosses ein Geläut von 25 Bronzeglocken, deren größte 272,5 Kilogramm wiegt. Im Wechsel und in Anpassung an die Jahreszeit spielen die Glocken dreimal am Tag – um 7.30 Uhr, 16 Uhr und 21 Uhr – Weisen aus einem Programm von insgesamt 24 verschiedenen Liedern, die über vier Walzen (zu je zwei Abteilungen) laufen. Außer diesen mechanisch gespielten Musiktexten wird in Siegen das Glockenspiel bei besonderen Anlässen häufig von Hand bedient. Von einem Türmchen im Innenhof des Rathauses zu Bochum, wo es in der Weihnachtszeit des Jahres 1954 aufgehängt wurde, hört man das wohl am reichsten besetzte Glockenspielprogramm des Landes. Über acht Walzen, mit je neun Liedern, vermag das aus 28 Stahlgußglocken bestehende Bochumer Instrument 72 Weisen zu spielen. Da gibt es u. a. ein Frühlingsliederband, ein Heimatliederband, ein Weihnachtsliederband. Das Spiel läuft um 7, 8, 12, 16, 18, 19, 20, 21 und 22 Uhr.

Schaut man die Spielpläne der hier genannten zehn Glockenspiele – es gibt neben diesen „öffentlichen“ noch eine Reihe „privater“ Glockenspiele – näher an, so zeigt sich, daß das Lied „Kein schöner Land“ von sieben Türmen herabklingt. Damit ist es, zusammen mit dem Choral „Lobet den Herrn“ und der liedhaften Mahnung „Üb immer Treu und Redlichkeit“, einer der beliebtesten Glockenspieltexte. Die Volkslieder „Güldne Sonne“, „Ade zur guten Nacht“, „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ und „Abend wird es wieder“ sowie einige Weihnachtsweisen gehören weiter zu den bevorzugten Liedern der Programmgestalter dieser Spiele auf westfälischem Boden. Kurt Dörnemann



Glockenspiel in westfälischen Städten

Mama Fittig sehr gemütlich



Papa Fittig treu und friedlich,

Mama Fittig sehr gemütlich,

Sitzen, Arm in Arm geschmiegt,

Sorgenlos und stillvergnügt . . .

WILHELM BUSCH

eine molligwarme Wohnküche urgemütlich, der andere kann sie wiederum nicht ausstehen. Goethe zog sich seinen Schlafrock aus Flanell an und schlüpfte in warme Hausschuhe, wenn er es sich gemütlich machte. „Osten und Westen, zu Haus ist's am besten“ stand über seinem Studierzimmer.

Mit sich und der Umwelt zufrieden

Gemütlichkeit ist eine ganz individuelle Sache! Du kannst es dir so einrichten, wie du es willst und brauchst weder auf Stil noch auf Zeitgeschmack Rücksicht zu nehmen, wenn dieser Geschmack nicht zu deinem Wesen paßt. Und das ist ein Grund von vielen, weshalb man Gemütlichkeit am Arbeitsplatz nicht findet. Wo kämen wir hin, wenn hier jeder versuchte, es sich gemütlich zu machen! Jemand, der es sich gemütlich macht, ist entspannt und in seiner Stimmung freundlich, ungezwungen und lebenswürdig – mit sich und der Umwelt zufrieden, man kann sogar sagen, ein wenig selbstzufrieden. Zu neuen Taten drängt es ihn nicht, er möchte augenblicklich weder vorwärtskommen noch etwas durchsetzen, vielmehr freut er sich an dem, was er hat.

Gemütlich bezeichnen wir eine Atmosphäre sowie eine Stimmung: Du hast deinem Mann eine gemütliche Ecke eingerichtet, rückst ihm die Lampe neben den Sessel und stellst ihm eine heiße Tasse Tee daneben. Sicher genehmigt er sich einen Schuß Rum und versüßt das ganze mit Zucker. Schon siehst du hinter der Zeitung nur noch graue Rauchwolken. „Gut, daß ihm die Zigarre schmeckt“, denkst du friedfertig. Du hast recht getan, denn es wäre geradezu grausam, wenn du jetzt von der Mathematikarbeit angefangen hättest, die Fritzchen wieder einmal verhaufen hat oder vom Wirtschaftsgeld, mit dem man auch diese Woche nicht ausgekommen ist. Man würde den Gemütlichen damit nicht aus der Wüste, sondern in die

Wüste gelockt haben, aus einem schönen Garten heraus, in dem es für ihn grünte und blühte und in dem er sich von Sachlichkeit und Betriebsamkeit erholte. Er ist in diesem Augenblick weder darauf vorbereitet noch gewappnet, Unerfreuliches zu hören. Die Entspannung wäre unterbrochen. Er müßte sich vielleicht sogar wehren, und aus wäre es mit der Gemütlichkeit!

Ein Ausgleich zum Beruf

Selbstverständlich kann man es auch zu Hause nicht immer gemütlich haben. Der Vater muß von Fritzchens Sechs unterrichtet werden, und die Aussprache über das Wirtschaftsgeld ist fällig. Das ist sicher noch nicht alles. Der Nachbar hat sich beschwert, weil der Hund die Hühner gejagt hat, und in der Küche ist der Gasboiler nicht in Ordnung. Man bespricht am besten alles nacheinander und verteilt es nicht über den ganzen Abend. So bleibt die Zeit, in der man es sich gemütlich machen kann, ungestört.

Niemand wird bezweifeln, daß die Gemütlichkeit – man mag über sie denken, wie man will – ein erholsamer Gegensatz zur Berufsatmosphäre sein kann. Sie ist eigentlich mehr als eine Stimmung. Sie ist ebenso wie das Steckenpferd ein Ausgleich – und man kann sogar sagen, ohne Gemütlichkeit ist selbst das Steckenpferd keine erholsame Sache. Sie ist eine deutsche Sitte, die wie keine andere sonst, von alters her im Volk gepflegt worden ist.

Müssen wir noch erwähnen, daß man aus dieser friedfertigen Stimmung heraus am nächsten Tag erholt zur Arbeit geht, daß die Unfallgefahr im Betrieb geringer wird?

Es ist unser ganz besonderer Weihnachtswunsch an unsere Frauen: „Machen Sie es Ihrem Mann und Ihrer Familie recht gemütlich während der Feiertage und in der freien Zeit das ganze Jahr über!“

Was machst du am Feierabend? Was machst du, wenn sich die Tore des Betriebes hinter dir geschlossen haben und du frei bist? WERK UND WIR hat schon oft über Steckenpferde berichtet und kennt viele Mitarbeiter, die sich ein Leben ohne ihr Steckenpferd gar nicht mehr vorstellen können.

Wenn man diejenigen fragt, die kein Steckenpferd haben, wie sie ihre Freizeit erholsam verbringen, bekommt man oft die Antwort: „Wir machen es uns zu Hause gemütlich.“ Jeder von uns hat irgendeine Vorstellung von Gemütlichkeit. Der eine braucht dazu ein Wohnzimmer im alten Stil, der andere bevorzugt eine moderne Wohnungseinrichtung, und jeder richtet sich darin eine gemütliche Ecke ein. Mancher findet

50 Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

10. 12. 1959 Peter Leck, Walzer

40 Hoesch AG Bergbau

2. 12. 1959 Wilhelm Boos, Schmierer
Schachtanlage Emil
2. 12. 1959 Adalbert Lehnen, Ausbauhelfer
Schachtanlage Emscher
3. 12. 1959 Kasimir Chroscinski, Bahnreiniger
Schachtanlage Kaiserstuhl
4. 12. 1959 Kurt Schlegel, Zimmerhauer
Schachtanlage Radbod
9. 12. 1959 Otto Gollub, Hilfsarbeiter
Schachtanlage Kaiserstuhl
10. 12. 1959 Leo Feider, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
17. 12. 1959 Fritz Kowol, Hauer
Schachtanlage Fritz
18. 12. 1959 Rudolf Bäumer, Zimmerhauer
Schachtanlage Radbod
18. 12. 1959 Rudolf Lucht, Ausbauhelfer
Schachtanlage Radbod
20. 12. 1959 Erich Hiddemann, Pumpenwärter
Schachtanlage Kaiserstuhl
21. 12. 1959 Karl Gotzi, Magazinarbeiter
Schachtanlage Fritz
21. 12. 1959 Friedrich Matysik, Ausbauhelfer
Schachtanlage Kaiserstuhl
24. 12. 1959 Josef Frydrychowski, Ausbauhelfer
Schachtanlage Kaiserstuhl

Hoesch AG Westfalenhütte

3. 12. 1959 Franz Rychlowski, Brenner
4. 12. 1959 Wilhelm Wegmann, Angestellter
7. 12. 1959 Franz Tiedtke, Dreher
8. 12. 1959 Franz Kanthak, 1. Schmelzer
9. 12. 1959 Leo Langowski, 1. Ofenmann
13. 12. 1959 Leonhard Buschhoff,
Konverterhandlanger
16. 12. 1959 August Pieper, Schleifer
31. 12. 1959 Wilhelm Wocker, Autogenschweißer

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

29. 12. 1959 Josef Hagemeyer,
technischer Betriebs-Angestellter
Federnwerk

Trierer Walzwerk AG

29. 12. 1959 Aloys Kaster,
Handlungsbevollmächtigter
Werk Trier

25 Hoesch AG Bergbau

2. 12. 1959 Josef Lewandowski, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
9. 12. 1959 Franz Dombrowski, Zimmerhauer
Schachtanlage Radbod
12. 12. 1959 Fritz Götzke, Zimmerhauer
Fürst Leopold-Baldur
14. 12. 1959 Friedrich Lohmann, Ausbauhelfer
Schachtanlage Kaiserstuhl
17. 12. 1959 Seraphin Allard, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
17. 12. 1959 Ewald Klümpen, Klempner
Schachtanlage Carl
21. 12. 1959 Robert Renneberg, Ausbauhelfer
Schachtanlage Kaiserstuhl
24. 12. 1959 Wladislaus Reynowski, Aschelader
Schachtanlage Kaiserstuhl
30. 12. 1959 Albert Arimont, Maurer
Kokerei Emil

Hoesch AG Westfalenhütte

1. 12. 1959 Friedrich Büscher,
Oberfeuerwehrmann
2. 12. 1959 Karl Clemens, Schichtmeister
2. 12. 1959 Heinrich Daniel, Maschinist
3. 12. 1959 Herbert Fehser, Kolonnenführer
5. 12. 1959 Heinrich Kroniger, Meister
6. 12. 1959 Friedrich Brause, Ofenmann
6. 12. 1959 Karl Busse, Wachleiter
7. 12. 1959 Johann Gabriel, Thomasmüller
7. 12. 1959 Ernst Grete, Lagerarbeiter
10. 12. 1959 Heinrich Gertischke, Oberkalkulator
11. 12. 1959 Ferdinand Sesecke,
Schlosser-Kolonnenführer
12. 12. 1959 Alfred Niemeyer, Schlosser
15. 12. 1959 Leo Jellmann, Vorarbeiter
15. 12. 1959 Karl Köster,
Helfer des Kommissionierers
15. 12. 1959 Paul Simon, Bürovorsteher

15. 12. 1959 Max Stein,
1. Mann an der Vorbereitungsanlage
17. 12. 1959 Walter Menkhoff, Lagerarbeiter
17. 12. 1959 Ewald Schwarz, Dachdecker
20. 12. 1959 Karl Lahmert, Schlosser
20. 12. 1959 Erwin Poth, Maschinist
21. 12. 1959 Otto Dillenhöfer, Konstrukteur
21. 12. 1959 Paul Madeya, Angestellter
21. 12. 1959 Heinz Schütte, Scherenmann
23. 12. 1959 Josef Schmitz, Abgießer

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

3. 12. 1959 Wilhelm Bürger, Kontrolleur
Federnwerk
4. 12. 1959 Richard Sennholz, Magazinverwalter
Federnwerk
10. 12. 1959 Heinrich Koch, Maurer
Federnwerk
18. 12. 1959 Josef Mehlmann, Maurer
27. 12. 1959 Karl Schröder I, Heizer

Maschinenfabrik Deutschland AG

11. 12. 1959 Julius Fieftmann, Former
20. 12. 1959 Paul Rockel, Hilfsarbeiter

Becke-Prinz GmbH

18. 12. 1959 Heinrich Drucks, Maschinensteller
Werk Hemer

Dortmunder Drahtseilwerke GmbH

3. 12. 1959 Berta Roberz, Kontoristin

Schmiedag AG

3. 12. 1959 Artur Henning, Dreher
Werk Grüntal
4. 12. 1959 Paula Schuppert, Sekretärin
Verwaltung
10. 12. 1959 Karl Heitland, E-Schweißer
Werk Lange
12. 12. 1959 Werner Marx, Schmied
Werk Grüntal

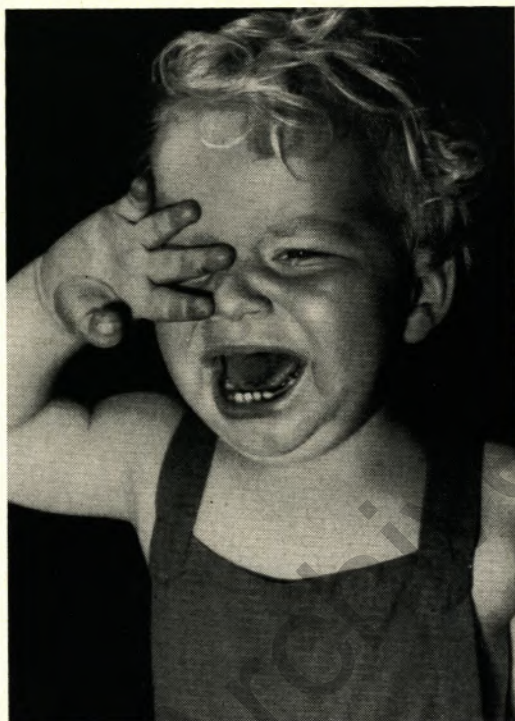


Foto-Wettbewerb

- ① Heinz Budszus
Hoesch AG Bergbau
- ② Eduard Podemski
Hoesch AG Westfalenhütte
- ③ Wilhelm Brenner
Hoesch AG Westfalenhütte
- ④ Norbert Isbanner
Hoesch AG Rohrwerke
- ⑤ Wilhelm Hangebrauck
Hoesch AG



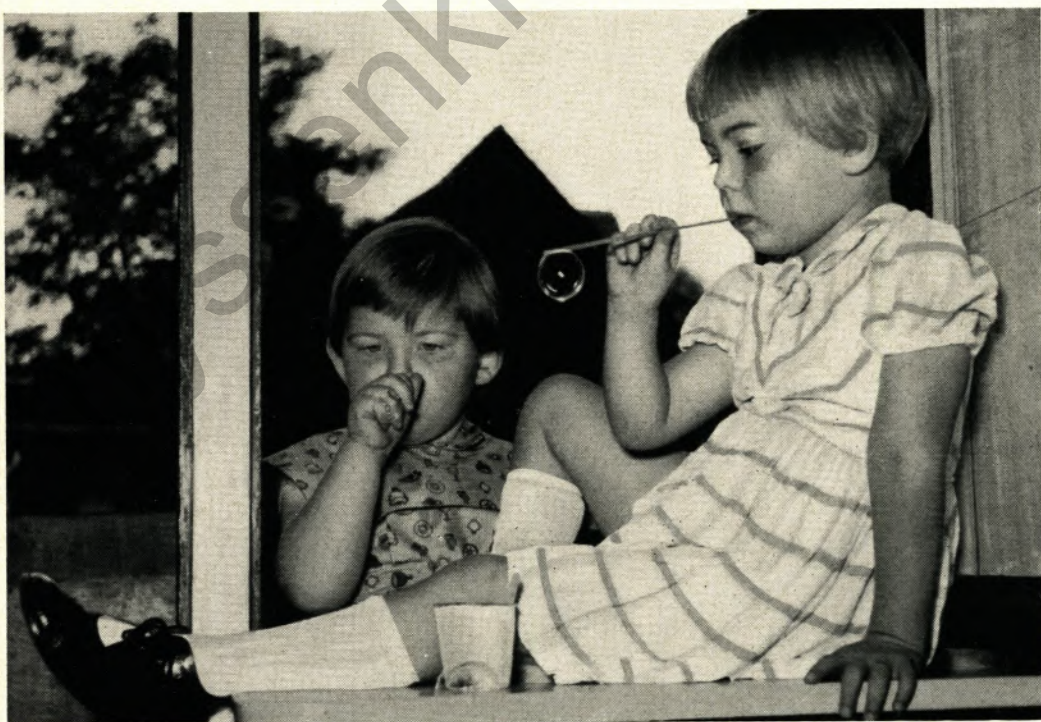
①



③



④



②



⑤

